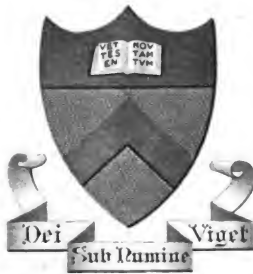


# Der kramladen des glücks

Franz Hessel

5.75

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Der Kramladen  
des Glücks

Roman

von

Franz Hessel

1 9 1 3

---

Literarische Anstalt  
Mitten & Coening  
Frankfurt a. M.

Alle Rechte, insbesondere das der Übertragung, vorbehalten  
Copyright 1913 Literarische Anstalt  
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Spamerische Buchdruckerei in Leipzig

# Erstes Buch

3457  
3621  
353

545154

Es war früher Morgen. Der kleine Gustav saß allein und herrlich auf dem hellen Holz des Fußbodens. In der Luft war noch Staub und süßer Duft des gestrigen Festes, von dem er im Einschlafen Tanzmusik und Lachen gehört hatte.

Er sah empor zur Decke. Da hingen die bunten Ballons, die gestern die Tafel überschwebt hatten. Sie wedelten und winkten mit den kurzen Bindfäden. Und einer kam nun langsam ein Stückchen herab, herab zu ihm. Das Kind sah unablässig hinauf. Wie schön sie waren, die runden Sonnen, die bunten kreisenden Sonnen.

Da wehte ein frischer Luftzug herein. Und in duffigen Morgenkleidern kamen große Mädchen. Eine hob ihn auf an ihrem Kleid entlang bis an ihre Brust und küßte ihn und hob ihn noch höher. Da streckte er den Arm aus und erreichte den Faden des sinkenden Ballons. Und langsam zog er die Schirmmerkfugel näher. Am Ende würde sie singen wie der große Tanzkreisel vom Weihnachtsfest. Er wollte sie streicheln und griff zu.

Da klebte was Widriges an seinen Fingern und schrumpfte und ward ein garstiges altes Gesicht. O, Ekel! Ekel!

Gustav heulte so unartig, daß das große Mädchen ihn ärgerlich auf den Boden setzte und fortlief. Er heulte weiter und hielt die klebrigen Finger gespreizt in die Luft.

Es war ganz recht und begreiflich, daß nun auch noch der böse Mann kam. Er stand erst nur in Hemdärmeln an der Thür und spuckte in die Hände. Dann hob er den einen Fuß. Daran war ein Klotz mit einer lappigen Bürste. Er setzte ihn nieder und glitt hastig ruckweise über das Parkett hin und mit dem andern Bein rückte er immer nach.

So kam er gleitend und rutschend näher, furchtbar langsam näher und grinste. Er wußte wohl schon, daß Gustav sich nicht rühren konnte. Er ließ sich Zeit. Aber noch ehe er ganz nahe war, erschien die Mutter. Die trug das zitternde Kind aus dem Bereich des Bohners fort.

**H**err Behrendt hob seinen kleinen Gustav empor und setzte ihn auf das Lederkissen des Drehschemels.

Ein beflissener Kommiss schraubte den Sitz in die Höhe, so daß Gustav nach einigen lustigen und schwindligen Kreisfahrten so weit emportam, daß er seine runden Händchen auf das Pult legen konnte. Nachdenklich besah er, was auf dem Pulte zu sehen war.

Ihn freuten die roten, blauen und schwarzen Linien des aufgeschlagenen Kontobuches. Und er fuhr mit dem Zeigefinger der Linken langsam und sorglich an einer Vertikalen entlang. Die suchende Rechte aber fand und griff einen großen Bleistift, mit dem es ihm gelang, rote Strichlein und Punkte auf das Papier zu bringen. Als er bemerkte, was so ein Stift



leistete, wurde er wilder und zog so heftige Linien, kreuz und quer, irr und schief übers Blatt, daß ihn der Vater eilig herunternahm. Der Entthronte zeichnete noch eine Weile in der Luft weiter. Dann sah er den Vater vorwurfsvoll an und ließ den Bleistift fallen.

Während Herr Behrendt zu seinem Schreibtisch ins nächste Zimmer ging, übernahm der alte Kontorbote Carow den Kleinen und führte ihn zur großen Presse.

Gustav sah den Alten an blinkenden Griffen hantieren und freute sich, wie die Schicht der Papierbogen zu den vielen schwarzen Zähnelein emporstieg.

Das Schwerzusammengedrehte turbelte Carow leicht und munter los und zeigte dem erstaunten Kinde auf einem Bogen das blaue Wunder der Kopiertinte.

Ein schrilles Klingeln erscholl, und dann rief der Vater. Gustav lief zu seinen Knien und wurde auf den Schoß gehoben. Ein blanker Stab kam ihm mit zwei Schlünden an Ohr und Mund. Darin wehte und sang erst der Wind wie in den Telegraphenstangen der Chaussee, an denen er auf dem Sonntagsspaziergang lauschen durfte. Und dann mit einmal war die Stimme der Mutter da, ganz nah. Gustav schaute sich um, wurde ängstlich: nur ihre Stimme war da und war nur in dem Schallding in des Vaters Hand.

Der Vater lachte und sagte: „Sprich doch zur Mama. Sie ruft dich.“

„Mutter,“ rief Gustav, „ich will zur Mutter.“

Und nun wollte er gleich heimgebracht werden, mochte nicht mit den kleinen Säckchen voll verschiedener Getreidekörner spielen, die als Warenprobe auf dem Schreibtisch standen und deren Art und Herkunft Herr Behrendt gern seinem kleinen Sohne erklärt hätte.

Die kränkelnde Mutter war meistens in dem dunklen Hinterzimmer, wo die Betten der Eltern standen.

Da war das Licht des Tages verhängt von grünen und grauen Vorhängen. Als Gustav diese einmal neugierig zurückstreifte und auf Zehenspitzen stehend an das niedere Fensterbrett langte, faßte er an große irdene Töpfe. Darin waren Tulpenzwiebeln, die er dann oft betrachtete und zaghaft berührte. Daß solche verschlossene Blätter Blüten bargen, erfuhr er erst viel später.

Am Betthimmel des elterlichen Lagers entdeckte er früh mit Erstaunen und Andacht zwei schwebende goldne Engel. So oft die Mutter ihn aufhob, sah er die Engel an. Dann regten sie sich und strebten zur Decke empor. Und die Schlangen der großen Hängelampe ringelten und züngelten aus der Mitte des Zimmers zu ihnen hinüber. Der Spiegel drüben auf der Toilette strahlte ihren Glanz in fließendem Glasgold zurück. Von der Kommode sahen die beiden Gipsbüsten mit weißen Augen nach ihnen. Die Engel schwebten hoch oben.

Aber einmal fragte Rudolf, der ältere Bruder, die Mutter, neben deren bunten Schuhen er auf der Fußbank saß — Gustav saß auf ihrem Schoß —; „Mutter,“ fragte er und sah mit großen braunen Augen empor, „was tun die Engel?“

„Sie fliegen und heben den Vorhang empor.“

„Aber sie können doch gar nicht fliegen, sie sind ja festgeklebt“, wußte Rudolf.

„Du bist ein Raseweis“, sagte die Mutter.

Aber er behielt doch recht, der Bruder Rudolf. Und von nun an hingen die armen gelben Engel angeleimt und konnten nicht hinab noch hinauf.

**I**m Garten hatte Gustav einen Lieblingsplatz, einen Rasenfleck nicht weit von der Laube, wo die Erwachsenen saßen, und ganz nahe bei dem Beet mit den Stiefmütterchen, die ihn anblickten wie Gesichter.

Von da schaute er den Spielen der älteren Kinder zu. Die Jungen jagten an ihm vorüber, ohne ihn anzusehn. Die Mädchen lachten ihm zu und klatschten für ihn in die Hände.

Manchmal blieben sie auch bei ihm und nahmen ihn auf den Schoß. Aber nur eine verstand es, ihn richtig zu setzen. Das war die große braunhaarige Bertha. Bei ihr saß es sich still und sicher. Sie schaukelte nicht hin und her. Sie schwagte nicht zu ihm, wie die andern, fichernd unverständliche Lustigkeiten. Sie ließ ihm ihren Schoß und sprach inzwischen da oben ruhig weiter. Gustav sah bedächtig zu ihrem Hals und Mund hinauf.

Aber es gab da eine kleine Goldblonde, rund und flink wie ein Käzchen. Sie wurde Miez genannt. Die mochte es nicht, daß er so behaglich saß, und störte ihn mit Erschrecken und Kitzeln und tausend niedlichen Quälereien aus seiner Ruhe auf.

Schließlich wurde es ihm dann zuviel und er verließ den Schoß der Bertha, um der Negerin Miez nachzulaufen. Die war viel schneller, und der Wettlauf endete meist damit, daß Gustav auf die Nase fiel und weinte. Dann kam die Miez und war gut und zärtlich zu ihm. Aber so mochte er sie gar nicht. Es war ihm lieber, wenn sie lief und ihn auslachte. Zum Gutsein war ja die große Bertha da.

**D**raußen war Sommer. Aber die Mutter konnte nicht mit in den Garten. Darum blieb Gustav am liebsten bei ihr.

Sie saß am Fenster im Lehnstuhl auf vielen Kissen. Die Gardinen blieben heruntergelassen vor den weit offenen Scheiben. Gustav saß neben den Füßen der Mutter auf der kleinen Fußbank.

Den ganzen Vormittag floß das Licht in einem schmalen Trichter grauglänzend herein. Darin tanzten immerfort tausend Stäubchen rund herum.

Manchmal kam der Bruder Rudolf herein und rief ihn hinüber ins Kinderzimmer, die Damen und Ritter anzuschauen, die er für sein Theater bunt bemalt und ausgeschnitten hatte. Aber Gustav sah die Puppen kaum an und lief wieder zurück zur Mutter und zu dem Sonnentrichter.

**D**raußen war Winter. Die Mutter saß immer noch am Fenster. Die Gardinen waren jetzt hochgezogen vor beschlagenen Scheiben. Weiße Blumen und Blätter sah das Kind eines Morgens in der Scheibe schimmern. „Reif“ nannte das die Mutter und sagte dazu das Wort „schön“. Dies vornehme gedehnte Wort blieb lange Zeit in seinem Geist mit der unbestimmten Vorstellung von etwas Außergewöhnlichem verknüpft.

**D**as Kind war krank. Sein Bett stand neben dem Lager der Eltern an der Seite, wo die Mutter lag. Da war sie über ihm in ihren Kissen wie in weißen Wolken.

Halbe Tage lang brannte die kleine Lampe mit dem grünen Schirm; und die Schlangen der dunklen Hängelampe ringelten nun nach unten zum Licht. Gesicht und Hände der Mutter waren immer von Schatten bedrängt. Sie kam und verschwand in einem Nebel. Und war sie fort, so fürchtete sich Gustav vor den Dingen, die im Finstern sind.

Die Gestalten der Menschen, die kamen und gingen, warfen Riesenschatten, die sich an Wand und Decke reckten und bogen.

**I**n diesen Fiebertagen faltete die Mutter zum erstenmal Gustavs Hände und lehrte ihn das geheimnisvolle Wort „Gott“ sprechen und Gott bitten, er möchte ihn wieder gesund machen.

Gustav meinte, der dunkelbärtige Mann, der ihm

den Puls fühlte und in den schmerzenden Hals den Löffel zwängte, der wäre Gott. Der konnte also die Worte seines Gebetes hören, ohne sichtbar zugegen zu sein. Er sah ihn also immer, Der im Dunklen.

Das Kind wagte kaum zu weinen, wenn man ihm die ekle Medizin eingab, oder wenn die Lampenschlangen in seinen Fiebertraum rollten. Die Tränen, die ihm wider Willen in die Augen traten, küßten die gütigen Lippen der Mutter fort, eh Gott sie sah.

## II

**B**ater, Mutter, Rudolf und Gustav saßen auf den dickwulstigen Sofakissen in dem schmalen Wanderzimmer, an dem all das Grün und Blau der weiten Welt vorbeikreiste. Hohe Stangen glitten plötzlich auftauchend am Fenster hin. Rauchwolken trieben dick und düster und weiße Wolken licht und fern. Manchmal wurde der ganze Raum eng und dunkel unter drückenden Wölbungen.

Das rasche Gleiten war sehr angenehm; aber wenn es dann langsamer wurde und immer langsamer und der Zug schließlich in tönender Halle mit einem Ruck, der einen zurückwarf, stehen blieb, dann wurde dem Knaben beinahe übel. Die Mutter nahm ihn auf den Schoß und wiegte ihn leise: das war noch süßer als das Gleiten.

Er sah hinaus in die wandernden Wiesen und sah Röhre darauf lagern und Schafe umhergehen und

Ruhe und Schafe mitgedreht und fortgezogen mit dem wechselnden Bild. Zuletzt kam die Sonne drüben ganz nahe an die Erde, er konnte sie sehen, ohne ans Fenster zu rücken, und sie wurde immer größer und runder als rund und legte ihren Goldschein auf Hände und Wangen der Eltern, und ihr Goldfluß floß durch die Locken des Bruders, der am Fenster kniete und unverwandt hinaus sah.

Nachts in dem ungewohnten Hotelbett träumte Gustav, die Mutter hobbe ihn auf und trüge ihn fort aus dem Haus. Sie hatte einen langen wallenden Mantel. War es nicht der, den sie immer um die Schultern nahm, wenn sie abends ins Theater ging und ihr Kind noch zum Einschlafen küßte? Aber jetzt wehte er hoch auf und es waren zwei schwarze Flügel. Und sie waren beide, die riesengroße Mutter und er, fort vom Boden und schwebten hoch. Er fürchtete sich, sie anzusehen und schloß die Augen. Und wenn er sie von Zeit zu Zeit wieder aufschlug, sah er unten die riesigen Stangen der Bahnfahrt aufstehen, stehen und nach der anderen Seite absinken. Und mit einemmal war es, alskehrten sie sich alle um und verfolgten die Fliegenden. Da stieg die Mutter höher hinauf in ein großes Rauschen hinein.

Und als er aufwachte, war er nicht mehr im Bett, sondern auf einem Schiff über einem Meer. Aber das war noch nicht die Nordsee selber, sagte der Vater, denn in der Ferne war wieder Land zu sehen. Dahin sahen die Menschen auf dem Schiff. Und der

Vater hob ihn hoch und zeigte ihm die Insel, wohin sie fahren wollten.

Die Insel wurde immer größer, bekam Berg und Thal und allerlei Farbe. Dächer wurden deutlich zwischen den Bodenwellen, ein Turm wuchs spitz in die Höhe. Und zuletzt stieg aus dem Wasser eine Brücke. Darauf liefen Leute umher und winkten und faßten nach dem fliegenden Tau.

Nun lärmte das große Rad unten im Schiff und das Wasser wurde schaumweiß wie Seifenwasser in der Waschküßel. Man stieg ans Land.

Das Häuschen gehörte dem alten Kapitän mit dem Wettergesicht und der Tabakspfeife. Der erzählte den Knaben seine Abenteuer in den chinesischen Gewässern, wo das Meer so laut heult, daß man auf der Kommandobrücke die eigne Stimme nicht hören kann. Auch vom Klabautermann und Gespensterschiff wußte er Geschichten, die Rudolf sehr gern hörte. Gustav mochte sie nicht besonders leiden, am wenigsten abends vorm Schlafengehen. Das erinnerte ihn zu sehr an den Mummelur: so nannte seine alte Hanne den schwarzen Mann.

Vorm Häuschen war die Straße mit Ziegelsteinen gepflastert. Die waren lustig rot. Darauf spazierte man in hellen Strandschuhen.

Am Strande baute Rudolf eine Sandburg und Gustav mußte mithelfen. Aber er legte sich lieber in die Düne und ließ den feinen Sand durch die Finger rinnen und stach sich ein wenig mit Lust und



Beh an den spitzen Gräsern. Ober er suchte unten am Meer Muscheln und glatte Steine, die er der Mutter brachte. Das Meer selbst, dies viele weite Wasser, blieb ihm einstweilen unheimlich, während Rudolf oft auf den Spaten gestützt ganz verloren und ergriffen hineinschaute.

Eines Abends — es war hohe Flut, und in der Ferne spritzte der Schaum bis zu den Sternen hinauf — fragte Rudolf den Vater: „Wohnt Gott da oben auf dem letzten Stern?“

„Gott ist überall“, sagte der Vater.

Da bekam der kleine Gustav aufs neue Furcht vor diesem unheimlichen Doktor Überall und schlich zur Mutter.

Nachts im Traum ging er vom Strand heim. Und mit einemmal kamen die Riesenwellen wie schreiende Krieger des furchtbaren Gottes hinter ihm her, sie schwemmen die Düne an, rannen an den Ziegelsteinen der Straße entlang und flossen gierig leckend in den Garten und ihm in Schuhe und Strümpfe.

Und im Halberwachen betete er zu dem bösen Gott um Gnade und versprach ihm den großen bunten Ball zum Opfer, wenn er seine Wellen heimrufen wollte. Als er dann wach war und sich sicher in seinem Bett fand, war er froh, daß er nicht den kleinen neuen Gummiball versprochen hatte, mit dem sie jetzt immer spielten, und daß sich der gute Gott mit dem großen bunten, der nach mehr ausseh, aber schlechter sprang, begnügte.

Dies Opfer warf er dann am nächsten Morgen heimlich und etwas abseits — denn er schämte sich vor den andern — in das ebbende Meer, das ihn verschluckte.

**U**ber er behielt eine dunkle Furcht vor dem Meer. Und wenn man ihm alle Kleider auszog und ihn in die bösen Wellen führte — der sonst so milde Vater war da unerbittlich streng — dann weinte er leise und zitterte. Ihm war bange, es möchte die große Hand des Gottes Überall von unten aus dem Meer nach ihm langen.

So oft er durfte, blieb er nun bei der Mutter, die immer seltener mit an den Strand kam und tageslang in vielen Kissen und Decken in der Sonnenecke des Gartens saß.

Die Gestalt der Mutter war anders geworden, sie trug weite Kleider, und Gustav durfte nicht mehr auf ihrem Schoß sitzen. Er fragte die alte Hanne, warum er das nicht mehr durfte, wo die Mutter doch jetzt viel mehr Schoß hatte, als früher.

„Auf den Schoß kommt das Schwesterchen,“ sagte Hanne, „das der liebe Gott dir schenken wird.“

Die Antwort gefiel ihm nicht sehr.

Und weil er nun selbst nicht mehr auf den Schoß der Mutter durfte, legte er alles, was er Schönes fand, darauf.

Von der benachbarten Wiese holte er die blauen Glockenblumen und den roten Mohn. Aus den blauen Blumen machte die Mutter Kränze, einen für sich und

einen für ihn. Die roten band sie mit einem Grassalm zusammen, und er mußte sie in ein Glas stecken und an das Fenster stellen, das sie immer aus ihrer Gartenecke ansah.

Manchmal holte er die Blumen auch weiter her. Er ging auf die große Heide, die sich breit und rot hinstreckte zwischen den weißen Dünenbergen bis zum Himmelsrand. Heideblumen brachte er heim, denen gab die Mutter den seltsamen Namen Erika.

Eines Tages ging der Vater mit Gustav spazieren durch das Dorf, dessen niedere Häuschen wie Kniende in den großen Steindämmen staken. Und sie lasen die alten Jahreszahlen über den Türen.

Da fiel plötzlich ein starker Regen. Gustav zog die Kapuze seines Mantels bis über die Augen und ging als Blinder an des Vaters Hand weiter.

Aber der Vater war heut so wortkarg. Und dem Kleinen wurde angst, und zwar nicht um sich selbst, sondern um die Mutter. Er mußte immer denken: Nun sitzt sie im Garten, und es regnet so sehr, daß sie nicht auf kann. Und es gießt und fällt auf ihre Haare und Hände und auf ihren Schoß und auf die Blumen in ihrem Schoß.

Als sie heimkamen, war die Mutter nicht im Garten und nicht in der Veranda. Gustav fragte die alte Hanne: „Wo ist Mutter?“

„Mutter schläft,“ sagte sie, „muß schlafen, bis das Schwesterchen kommt.“

Derweil war wieder klares Wetter geworden. Und Gustav wartete den ganzen Tag im Garten,

pflückte viele, viele Blumen und häufte sie alle auf die Kissen und Decken des leeren Stuhles.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit traf er wieder die alte Magd und fragte: „Hanne, wo ist Mutter?“

„Der liebe Gott hat Mutter weggeholt. Und das Schwesterchen hat er auch weggeholt in seinen Himmel.“

Da wußte Gustav, daß dieser liebe Gott ein arger Gott war, er machte sich unsichtbar und konnte überall sein, um uns zu belauern und wegzunehmen was wir lieb haben. Aber er mochte noch nicht recht glauben, daß die Mutter schon ganz fort sein sollte.

Und als die andern zum Essen in die Veranda gingen, hielt er sich hinterm Haus verborgen, ob er dem lieben Gott die Mutter nicht doch noch abfangen könnte. Er würde sie ja gewiß hintenherum stehlen über die Gesindetreppe.

Er wartete einige Zeit, dann schlich er ins Haus hinein und tappte den dunklen Flur entlang, bis er in das Zimmer kam, in das die Mutter ihn immer die Blumen hatte bringen lassen.

Dämmerlicht war im Raum und Kerzengeruch. Und in der Mitte erhob sich etwas breit und weiß. Das war ihr Bett. Das stand nun mitten im Zimmer. Und über den Decken sah er aus dem weißen Hemd die gefalteten Hände der Mutter kommen, die weißen Finger und die blauen Schattenästlein auf den Handrücken. Und dann nahm er ihr Gesicht wahr und sah, daß die Augen geschlossen waren.

Ihm pochte das Herz im stillen Jubel, daß Gott die Mutter nicht gefunden oder wieder vergessen hatte. Er holte einen Schemel aus der Fensterecke, wo das Blumenbrett war, stieg hinauf, legte beide Hände auf die Decken und wollte die Mutter rufen. Aber die lag so still, daß er nicht sprechen konnte.

Nun sah er auch, daß die Decken Mund und Kinn verbargen. Angsthlich hob er den Arm, um das Laten zu lüften.

Da schlürften Schritte hinter ihm. Er wurde aufgehoben und sah über sich ein runzeliges Gesicht in dunkeln Luchern, einen Finger gebietend am Mund.

Aus den Händen dieses Wesens nahm ihn Hanne, trug ihn in den Garten und gab ihm zu essen.

### III

Herrn Behrendt nahm es wunder, daß sein kleiner Gustav nie nach der verstorbenen Mutter fragte. Er hatte doch so sehr an ihr gehangen. Wenn der Vater mit Rudolf, der nun schon das Gymnasium besuchte, der Mutter gedachte, so nahm der Jüngere keinen Anteil.

Er liebte jetzt seine alte Hanne, besonders Morgens, wenn sie aus vielen Runzeln lächelnd an sein Bett kam. Abends war sie ihm weniger angenehm. Er träumte nämlich nicht gut von ihr. Im Traum wurde sie ein Hexenweib. Einmal sah er sie sogar einträchtiglich mit dem Rummeluz zus

sammen sitzen auf einem Steinhaufen und Kinderknochen knacken.

Das lag zum Teil an den gruseligen Geschichten, die ihm die Alte erzählte. Hanne wußte nichts von Feen und Elfen wie der Bruder Rudolf. Sie fing nicht an: Es war einmal vor langen Zeiten, sondern: Wenn du die große Allee in Westend ganz zu Ende gehst, kommst du auf einen kahle unbebaute Wiese. Da ist es abends nicht geheuer . . . . Ober: in einer kleinen Gasse unten am Hafen wohnt ein böser Schlächtermeister. Das Fleisch ist billig bei ihm. Aber die Mädchen gehen nur ungern dorthin einkaufen. Denn in dem Laden gleich bei der Tür ist eine Falle mit einer hölzernen Klappe zugebedt . . . .

Sie wußte von einem Bader, der beim Schröpfen oder Zahnziehen das Blut der Kinder in ein Gefäß auffing und bewahrte. Besonders von dieser Geschichte blieb ein Schauder in dem Knaben. Und als er viel später in anderm Zusammenhang und Sinn das Wort Blutgefäß hörte, war er einer Dohnmacht nah.

Das Wort Blut war ihm zugleich unheimlich und erregend. Hanne hatte ein katholisches Gebetbuch, darin lagen wie ausgeschnittene Klebeoblaten allerlei heilige Bilder: Da war die Schmerzensmutter mit sieben Schwertern im Herzen. Aus dem Herzen fielen ein paar lange schön gestaltete Blutstropfen. Ähnliche quollen aus der Dornenkrone des nackten Mannes, den sie Heiland nannte.

Ob es wohl weh tut zu bluten, dachte Gustav. Und als er einmal allein im Zimmer war, nahm er die Schere von Hannes Nähkasten und rißte sich am Finger. Mit Andacht und Lust sah er den roten Tropfen quellen.

Freilich, als sich dann die kleine Wunde schloß, blieb von der Freude nur ein verdrießliches Prideln und Ziehen übrig.

Die alte Hanne sagte: „Morgen schnüre ich mein Bündel und reise fort.“ Aber sie schnürte kein Bündel, worauf sich Gustav schon so gefreut hatte, sondern packte einen großen Strohkorb und eine altväterische Handtasche. Als sie dann den Knaben zum Abschied küßte, war er erst ganz in dem Unblick der schwarzen faltigen Tasche zu ihren Füßen versunken. Mit einemmal sah er ihr ins Gesicht und fragte: „Gehst du zur Mutter?“

Einige Zeit war Gustav nun ohne Pflegerin. Im Hause mußte Rudolf auf ihn achthaben, im Garten der alte Carow.

Carow wohnte unten am Fluß beim Speicher. Er verwaltete eine große Wage. Darauf legte er links die mächtigen Kornsäcke und rechts kleine Eisenklöße. Und die kleinen Klöße brachten die großen Säcke in die Höhe. Bisweilen durften die Knaben in den Speicher kommen, wurden zwischen die Säcke gesetzt und mitgewogen. Es war schön zu steigen und zu sinken, bis man in die selige Schwebe kam, die Gleichgewicht genannt wird.

Von dem vielen Wägen war Carow wohl so ruhig geworden. Er sprach kaum ein Wort.

Wenn er im Garten arbeitete, schaute aus seiner linken Tasche ein riesenhaftes Butterbrod, aus der rechten ein rotes Tuch.

Gustav sah ihm andächtig zu, wie er aus allen Wegen des Gartens die Herbstblätter zusammenscharfte zu dem Rehrichthausen hinter der Laube. Es waren die ersten kalten Tage, und in den Querstäben der Laube knackte der Frost.

Hatte er genug geharkt, dann ging Carow zu den Rosenstöcken und tat Strohkleider um die Stämme für den Winter.

Manchmal hielt er in der Arbeit ein, zog mit mageren braunen Fingern das rote Tuch aus der Tasche und wischte sich die Stirn. Dann fuhr er fort, den Sommergarten in eine verhüllte Winterwelt zu verwandeln.

Manchmal sah er zu dem Kinde hinüber.

Vielleicht lachte er ihm zu, vielleicht hatte er nur soviel Falten im Gesicht.

**Z**u Haus saß der Bruder Rudolf an dem schwarzen Pult und machte Schularbeiten oder las Indianergeschichten. Oder er schnitzte mit seiner Laubsäge aus feinem Holz zierlich durchbrochne Flächen. Dann wieder ging er in den Salon hinüber und spielte Klavierübungen. War er davon müde, so kam er zurück und nahm den „Kopfscherber“, ein Geduldspiel, vor, oder er baute aus dreierlei Stein:



kauften nach einer schwierigen Vorlage ein Haus, Er hatte immer etwas zu tun. Und nachts schlief er gleich ein und schnarchte, als sägte er im Traume weiter.

Gustav nahm des Bruders weggeworfene Theaterpuppen und alte Holz- und Zinnsoldaten, stellte sie vor sich auf den Tisch und sprach leise mit ihnen. Er besah die Bilder in den großen Bilderbüchern und tat so, als könnte er die Verse darunter lesen, indem er mit dem Finger an ihnen entlang glitt.

Aber da er gar keine Freude an Zusammensetzspielen und Flechtwerk und all den nützlichen Dingen hatte, die erfunden sind, um die Kinder lehrreich und unterhaltend im Spiele für das Leben vorzubereiten, so blieben seine Finger ungeschickt.

Am Boden und im Bereich seiner Hände war die Stube ihm lieb und vertraut. Aber darüber begann eine feindliche Welt. Zwischen den beiden Fenstern hing an der Wand ein Spiegel, in dem die Gesichter Tags undeutlich, bei Lampenlicht unheimlich erschienen. Der Rahmen war aus schwarzem Ebenholz und endete oben in einer Frage, die das Glas einzuschlucken schien.

Die Fenster des Kinderzimmers standen nachts offen. Durch die Spalten der Jalousien glitten oft die dünnen Strahlen des Mondes. Dann konnte Gustav kaum einschlafen. Und fielen ihm die Lider zuletzt vor Müdigkeit zu, so drangen die blassen saugenden Strahlen in seine Träume. Manchmal kroch

er im Schlaf aus dem Bett und wachte am Morgen erschrocken in irgendeinem Zimmerwinkel auf.

Einmal träumte er vom Feuer. Er war allein zwischen den Flammen. Die andern hatten sich alle schon auf die Straßen gerettet.

Er stand mit geschlossenen Augen auf, ging durch die Zimmer bis an die Wohnungstür, öffnete sie, glitt die Treppe hinunter und rüttelte am Haustor.

Man fand ihn im Schlaf weinend unten an der Stiege unter der Gasflamme, die nachts das Treppenhaus erhellte.

#### IV

**D**er ältere Bruder war fort zur Turnstunde. Gustav sah aus dem Fenster auf den Hof.

Da unten spielten die Jungen aus dem Hinterhaus. Sie waren viel merkwürdiger gekleidet als er und sein Bruder. Bunte Flecken hatten sie überall auf Jacke und Hose. Sie trugen farbige gewürfelte Halstücher. Mit ihren Fingern faßten sie in alles Seltsame und Neugiererregende, was im Schutthaufen lag und zwischen den Steinen des Hofes sproßte. Er hatte ihnen schon oft mit Sehnsucht zugesehen, und heute, wo niemand auf ihn acht gab, wollte er zu ihnen.

Rasch schlüpfte er die Hintertreppe hinunter. In der Hofstür blieb er stehen. Noch getraute er sich nicht zu den Knaben zu gehen, bis einer von ihnen den Kleinen bemerkte und heranwinkte.

Nun suchte er mit in Müll und Ritzen nach geheimnisvollen Dingen.

Dann wurde Kreisel geschlagen und Murmeln gerollt. Zuletzt spielten sie fangen. Das war das Allerschönste. Die andern waren alle größer und konnten viel schneller laufen als er. Da war es denn wundervoll, mitten im wilden Jagen plötzlich von hinten um den Leib gefaßt zu werden von starken Armen.

Einer war dabei, der lange Wilhelm, der nahm ihn immer in die Höhe, wenn er ihn gefangen hatte, und hob ihn auf die Schulter.

Gustav konnte kaum den nächsten Nachmittag erwarten, um wieder zu den neuen Spielfkameraden zu kommen. Als er im Hoftor stand, sah er, daß mehr da waren als gestern.

Einer, den er noch nicht kannte, zeigte mit dem Finger auf ihn und rief ein böses Wort. Und die andern wiederholten es.

Gustav erschrak und fragte den langen Wilhelm, der ihm entgegenkam: „Was ist das, ein Jude?“

Wilhelm lachte gutmütig, drehte sich zu den andern um und sagte: „Er weiß selbst nicht, was er ist.“

Da lachten alle. Dann wurde wieder gespielt wie gestern.

Aber Gustav schlich sich bald fort und kam nie wieder zu den Jungen in den Hof.

Nachts träumte er oft wilde Spiele mit dem langen Wilhelm. Der hielt ihn fest im Arm und preßte

ihn so eng an sich, daß das Kind sich nicht regen konnte. Er zog ihn hinter sich her querfeldein durch Wasserlachen und dann durch die Gasse einer breiten halbdunklen Vorstadtstraße und schlappte mit seinen viel zu weiten Pantoffeln.

**I**n einem trüben Morgen mußte Gustav auch so früh von Hause fortgehen wie Rudolf und in die Schule. Er kam auf die nebeldünstende Straße, über der eine kalte rote Sonne hing, vorbei an eiligen blassen Männern und Frauen, und trat in den Hof der kleinen Vorschule, die — ein schmaler Fachwerkbau — neben dem stolzen Stadtgymnasium stand.

Nun mußte er täglich in die häßliche Klasse und hatte seinen Platz in der Bank einzunehmen. Das Käuzel kam ins Schubfach, die Hände auf das schwarzlackierte Brett.

Und dann trat der Herr Lehrer ein, und es hieß aufpassen. Man durfte nicht irgend etwas Anziehendes besehen, die dicken blonden Locken des Arnold Lederer, das spitze Ohr des kleinen Martin oder die Sonnenstäubchen zwischen Fenster und Tafel. Man sollte immerzu in das Gesicht des Herrn Lehrers sehen. Das war wirklich schwer zu machen. Und wenn man hineinsah, wurde man zum Einschlafen müde und hörte kaum noch, was der Mund des Herrn Lehrers vorbrachte.

Das ABC lernte Gustav indessen ganz gern. Die Buchstaben waren so verschieden und jeder neue überraschend. Als die fünfundzwanzig alle vor- und

nachgemalt waren, gab es keine neuen mehr. Das war schade, er hätte gerne noch viele, viele Buchstaben gemalt. Statt dessen galt es nun, sie zu Worten zusammenzufügen und eine bestimmte Zeilenhöhe und den Abstand der Worte voneinander einzuhalten. Das war nicht sehr lustig. Er hätte lieber weiterhin jede Buchstabengestalt einzeln aufgebaut.

Schwerer als Lesen und Schreiben fiel ihm das Rechnen, besonders das Multiplizieren und Dividieren. Er hatte kein rechtes Vertrauen zu diesen Operationen und pflegte lange Zeit statt drei mal drei zu lernen, rasch drei und drei und drei zu zählen, wenn die Reihe an ihn kam.

**G**ustavs rothaariger Klassennachbar Gottschalk lud ihn in seinen Garten ein. Die Mutter gab den Knaben Schokolade zu trinken. Als sie dann ging, fragte Gottschalk: „War deine Mutter gut zu dir?“

Gustav nickte. Der andere fuhr im leisen Tone fort: „Meine ist sehr streng. Wenn ich nicht versetzt werde, geht sie mit mir zum Teich und hält mich so lange unter Wasser, bis ich ertrinke.“

Bei diesen Worten sah er dem erstaunten Kameraden lauernd ins Auge.

Später gingen sie zum Hafen spazieren. Da sollten eigentlich kleine Jungen nicht allein hin. Aber Gottschalk nahm den andern einfach mit.

Er zeigte ihm das große Chinesenschiff auf der

Werft. „Siehst du die gelben Teufel klettern? Die lernen hier bei uns. Später kommen sie dann und zerstören ganz Europa.“ Dabei kniff er ihn in den Arm.

Ein andermal zeigte er ihm im Gartentief einen Fleck, dem nichts Besonderes anzusehen war. Wenn man aber in einer Nacht, wo kein Mond schien, Zeichen da hineinrißte, kam, so versicherte Gottschalk, der Teufel.

Gustav fürchtete sich vor dem geheimnisvollen Gefährten. Aber es zog ihn immer wieder zu ihm hin.

Dieser Freundschaft machte dann der Vater ein Ende. Eines Abends waren nämlich die beiden nach dem Turnen bei schmutzigem Wetter die Wallanlagen hinuntergerollt, worauf Gustav allein wohl nie gekommen wäre.

Die neue Hausdame, Fräulein Brömel, schlug die Hände überm Kopf zusammen, daß die Ärmel von ihren roten Pulswärmern abrutschten, als sie Gustavs Anzug besah. Das konnte sie nicht zulassen. Sie sagte es dem Vater.

Der nahm den Sünder vor und fragte ihn aus. Gustav weinte. „Ein Junge hat nicht zu weinen,“ sagte der Papa und legte ihn übers Knie. Es war das erste und einzige Mal, daß er seinen Gustav prügelte. Er machte es auch gar nicht gut, erhißte sich und hörte stöhnend auf. Irgendwie tat er dem Knaben leid. Er hätte ihn am liebsten geküßt, den armen Papa, der Ärger mit seinem Kinde hatte. Aber dazu war er zu schüchtern.

Als Gustav neun Jahre alt war, siedelte Herr Behrendt mit seinen beiden Söhnen in die Hauptstadt über.

Sie zogen in eine der vielen geraden Straßen, die nichts als die Querstraßen ihrer Querstraßen sind. Das Haus hatte in allen vier Stockwerken vier Fenster nach der Straße. Den beiden mittleren Fenstern war immer ein kleiner Balkon vorgeklebt, der von einem Genius aus Stuck getragen wurde. Im ersten und dritten Stock war dieser Genius männlichen Geschlechtes, im zweiten und vierten war er mit den Merkmalen der Weiblichkeit ausgestattet. Behrendts bewohnten das zweite Stockwerk.

Wenn Gustav morgens aus dem Fenster des Esszimmers nach dem Wetter sah, fiel sein Blick zunächst auf das Wort Passementerie, das mit großen schwarzen Lettern am Laden gegenüber angemalt war. Eines Morgens war es nicht mehr da. Und ein paar Tage lang gab es da nur ein großes schwarzes Fenster.

Dann sah er einmal ein paar Männer mit Möbeln im Hausflur und an der Ladentür. Sie trugen einen mächtigen Divan hinein und ein Klavier. Dabei standen Frauen mit einem Waschkorb voll bunter Lappen.

Abends aber bemerkte er drüben eine rote Lampe hinter einer seidenglänzenden Gardine und hörte Tanzmusik.

Das interessierte ihn alles sehr, zumal er es nur vom Eßzimmer oder auf der Straße beobachten konnte, da das Zimmer der beiden Brüder nach dem Hof zu lag.

Am nächsten Mittag ging er hinüber und sah hinter halb zurückgeschlagenen Gardinen eine Dame in weißer Seide sitzen und häkeln. Sie sah ihn mit Augen an, in denen nichts Weißes war und die im Kopf staken wie Rosinen im Kuchen.

Gustav zog sich vor diesem Blick mit Angst zurück und kam dabei an den Hausflur. Da bemerkte er eine zweite Tür, die vom Gang aus in den Laden führte. Darin stand eine große Dame mit einer dicken blonden Haarkrone in schwarzseidnem Kleid.

Sie lächelte freundlich und sagte: „Guten Morgen, Krauskopf“.

Gustav kam näher, die Schulmappe im Arm, und zog artig die Mütze ab.

„So ein Krauskopf,“ sagte die Dame und fuhr ihm mit ihren wachsweißen warmen Händen durchs Haar. „Magst du eine süße Makrone, Kleiner?“

Ach nein, er mußte doch nach Hause zum Essen.

Die Dame lächelte, bekam zwei Grübchen und sah nun aus wie das glänzende Bild auf Fräulein Brödmels Handschuhkasten. „Na, da komm mal nachmittags rüber.“

Nachmittags war der Bruder in der Schule, der Vater im Kontor, Fräulein Brödmel machte Besorgungen. Es war ganz still im Hause. Er ging aus dem Zimmer. Die Dielen knarrten vorwurfs-



voll. Er kam gut auf die Treppe, auf die Straße. Er hatte eine dünne Sommerbluse an. Morgens hatte die Sonne so warm geschienen. Aber nun war es feucht und neblig. Ihn fror. Drüben die Haustür stand wartend offen.

Bis zu diesem Moment war er wie im Traum gegangen, gezogen von einer fremden Macht. Nun reichte die nicht mehr aus. Er blieb stehen. Ihm fiel ein, daß der Vater auf der Fahrt nach Berlin gesagt hatte: „In der großen Stadt gibt es viel schlechte fremde Menschen, die kleine Jungen anlocken, um ihnen Böses zu tun. Da muß man sich hübsch in acht nehmen.“ Unter diesen fremden Menschen hatte er sich immer Männer vorgestellt mit schmutzig-grauen Bärten und stechenden Augen, die einen festnageln am Platz, daß man sich nicht rühren kann. Die gute dicke Dame drüben, war das ein böser Mensch?

Es fing an zu regnen. Wind und Wasser verschleierten die offene Tür. Gustav schlich in sein Haus und Zimmer zurück.

Aber abends lockte wieder Licht und Musik. Und am nächsten Nachmittage kam er dann wie von ungefähr an der fremden Tür vorbei. Er wollte nur so entlang streifen an dem Wunderort. Aber als er in die Haustür sah, stand da die große Dame in schwarzer Seide und winkte.

Er mußte näher. Sie nahm ihn an ihr knistern des Kleid, hob ihn hoch, küßte ihn und schleppte ihn dann wie ein Bündel vor ihrem Schoß her in das

Zimmer. Sein Kopf hing herab. Ihre Seidenschürze küßelte seine Lippen.

Warmer Dunst war im Raum und ein röthliches Halbdunkel. Und in der Nische saß die Dame in Weiß. Der wurde er mitten auf den Schoß gesetzt. Da saß es sich wie auf lauter Federbetten. — Er hatte immer gewünscht, sich auf die Bettdecken setzen zu dürfen, die abends die Mädchen zurecht schüttelten und beklatschten, daß es Berge und Schlünde von schwellendem Leinen gab. —

„Ist er nicht süß,“ sagte die Dame in schwarz und beugte sich über ihn, „so ein brauner Hals.“

Beide Damen küßten ihn, die eine auf die Wange, die andre auf den Nacken. Dabei rochen sie so stark wie eingekampferte Möbel, daß es ihm den Atem benahm.

„Bist du überall so braun, mein Goldjunge,“ fragte die Dame in schwarz und hob ihn in die Höhe, so hoch, daß er mit Schrecken und Staunen zwei weiße sinkende und steigende Riesenkugeln unter sich rollen sah. „Bist du wirklich ganz braun?“

Weil sie es nun nicht glauben wollte, daß er ganz braun war, zog er den einen Strumpf vom Knie und zeigte sein bloßes Bein.

Da lachten beide Damen furchtbar laut, legten ihn auf das Sofa und zogen ihm auch den andern Strumpf ab. Jetzt hätte er lieber fortgewollt. Kitzeln vertrug er nicht.

Da fuhr aus der Ecke eine Katze und hinterdrein ein kleines Mädchen.

„Hetty, Hetty, sieh dir mal das Brüderchen an,“ riefen die Damen.

Mit einem Satz war die Kleine auf dem Sofa und hockte auf Gustav. Sie betastete und beschnupperte ihn, kam mit den Augen so nahe heran, daß er nur noch ein Auge sah, bog den Kopf, um ihn mit ihren dicken schwarzen Locken zu streicheln. Er rührte sich nicht. Das war ein ganz neues Glück. Sie fand gar kein Ende, ihn zu befühlen und zu besehen wie ein Spielzeug. Zuletzt fing sie an ihn zu kneifen.

Aber die Thür ging auf, ein Zugwind fuhr herein und ein alter Herr kam gegangen. Angstlich sah der Knabe auf. Der Alte hatte einen grauen Bart und Augen, scharf wie Nadeln.

„Was ist denn das,“ fragte der Herr und zeigte auf den Knaben, „gehört das auch zum Inventar?“

Aber ehe seine runzeligen Hände zugreifen konnten, hob die schwarze Dame das Kind auf und nahm es in die Ecke. Der Alte redete mit Hetty, die brav vor ihm knickte.

Dem Gustav zog die gute Dame geschwind die Strümpfe hoch, rückte ihm den Matrosenträger und Schlipf wieder zurecht und umarmte ihn mit Tränen im Auge. „Ach mein süßer Junge, lauf heim zu deiner Mama. Ich sollte auch mal so einen kleinen Jungen bekommen, aber der wurde nicht ganz fertig.“ Und dann schob sie ihn gelinde in den Hausflur hinaus.

Draußen war ihm eiskalt im Rücken und glutheiß in den Fingerspitzen und Schläfen. Er lief rasch

nach Hause und in sein Zimmer. Der Bruder war noch nicht da. Niemand hatte gemerkt, daß er fort gewesen war.

**I**n dieser Nacht hatte Gustav einen Traum, der ihm unvergeßlich blieb:

Er befand sich in einem großen gelben Saal. Drüben im Dämmer neben der Tapetentür standen der Riese und die Riesentochter. Wie waren sie nur durch die kleine Tür hereingekommen? Als er dies dachte, sah ihm die Riesentochter so scharf auf die Brust, daß es ihm ins Herz schnitt. Indem er nun auf sein Herz hinuntersehen wollte, verwandelte sich die Welt in ein großes Gartenlokal auf einer Halbe, die zu einem See abfiel.

Alle Menschen waren da, saßen an rotgedeckten Tischen, aßen rohen Schinken und lachten. Sie merkten gar nicht, daß der dünne Sandboden unter ihnen auf Rollen lag. Gustav saß auf einer Rasenschwelle. Als er sich bückte, fand er einen Papierstreifen von der Art der Zettel, die in Knallbonbons stecken, mit einem Sprüchlein bedruckt. Auf dem Papier stand zu lesen, daß gleich die Welt untergehen würde.

Als bald begann ein großes Rollen: der ganze Menschengarten glitt hinunter zu einem schwarzen Schlunde. Und Gustav wußte, daß es der Rachen der Riesentochter war, in den nun alles hineinfuhr. Die anderen Menschen merkten es erst ganz zuletzt und schrien, als es schon heiß und dunkel war umher.

Dann freilich wurden die feindlichen Wölbungen rings zu dem friedlichen Torbogen der Gymnasiumstreppe, unter dem die Pedellfrau saß und Schmalzkuchen verkaufte wie gewöhnlich. Und die da saß, war wieder die Riesentochter. Oder war es die schwarze Dame? Oder — die Mutter?

## VI

Das Gymnasium lag in der Vorstadt, und ringsherum war noch wild bewachsenes, beschüttetes oder kahles Gelände. Durch dieses Chaos ging Gustav gern mit dem kleinen Heinz Wohlgemuth.

Heinz kannte alles beim Namen, was im Gras und Sand, am Graben und im Gebüsch wuchs und wucherte. Er führte den Freund an einen kleinen Sumpf und fing ihm seltsame Wasserkäfer. Er zeigte ihm den Sauerampfer und lehrte ihn aus dem Stiel der Pflanze den herben, spärlichen Saft saugen. Er war immer geschäftig und wenn er nicht in das Feld-Allerlei faßte, so glitten seine Blicke streichelnd darüber hin.

Dann nahm Gustav seine Hand und sah von der Seite den zierlichen Freund an. Da, wo der schmale Hals aus dem breiten Kragen wuchs, hätte er ihn gern geküßt, aber das ging wohl nicht an.

Sie besuchten sich auch in ihren Stuben, aber da hatten sie nicht viel voneinander. In Gustavs Zimmer war der Bruder Rudolf dabei, der den guten

Heinz einschüchterte. Und als Gustav bei Heinz zu Besuch war, bekam er eine unerklärliche Furcht vor der Mutter des Freundes. Das war eine sehr freundliche Dame. Aber als Predigerwitwe ging sie immer in Schwarz und hatte feierliche Bewegungen. Auch sah sie einen oft mit feuchten Augen an und sagte: „Bei euch Kindern kann man bis auf den Grund der Seele schauen.“

Und als Gustav bei ihr zu Tische saß und seine Beine von dem hohen altdeutschen Stuhl ins Leere baumelten, las er im Aufblicken schwarze und goldene Bibelsprüche an der Wand. Die mahnten, warnten und segneten von allen Seiten.

Als die Suppe aufgetragen wurde, sagte Frau Wohlgemuth zu ihrem Sohn: „Heinrich, bete!“ Heinz stand auf, faltete die Hände, sah der Mutter in die Augen, als wäre sie das Götterbild, und sprach:

„Komm Herr Jesu, sei unser Gast  
Und segne, was du bescheret hast.“

Gustav hielt seine Hände krampfhaft gefaltet überm Tisch, traute sich nicht, sie auf der Tischplatte ruhen zu lassen, und ihm war bang, am Ende käme einer herein, ein Gott, und legte seine Hand an Speise und Trank.

Die Freunde waren erst wieder glücklich, als die Mutter sie in den Garten spielen schickte. Da draußen freuten sich die beiden an der Sonne, die ihre emporgehobnen Finger rötlich umrandete, und Gustav liebte seinen schmalen blonden Heinz mehr als je.

Und gerade an diesem Tage tat ihm der Freund ein Leid an, das er nicht vergessen konnte. Heinz hielt in der Hand ein frisches, liches Schnupftuch. Und als sie sich unter einen Baum legten, breitete er es auf dem Moose in der Sonne aus. Davon bekam das blanke Leinen einen wunderbaren Duft. Er heroch es mit Genuß und gab es dann dem Freunde zu riechen.

Und mit stoßender Stimme bat Gustav: „Schenk mir dein Tüchlein.“

Der Freund sah ihn erstaunt an und erwiderte leise: „Die Mutter würde es nicht erlauben. Es darf nichts von unsrer Wäsche verloren gehen.“

Diese Enttäuschung vermochte jedoch Gustavs Liebe nicht abzuschwächen. Sie wurde schwärmerisch. Er hätte sich gern für den Freund aufgeopfert, Gefahr oder Unrecht für ihn erlitten, seine Feinde verprügelt. Er war ziemlich kräftig und der Freund so zart.

Heinz war fromm und las gern in einer großen Bilderbibel das Leben des Heilands, den er sehr liebte. Gustav mußte mitlieben, vertiefte sich in die heiligen Bilder, Geschichten und Sprüche, und bald liebte er mehr als der andre.

Das Wort „Folge mir nach“ drang tief in sein Herz. Ja, er wollte alles wegwerfen, die Matrosenanzüge, die lateinische Grammatik und die abscheuliche Algebra, und im langen, schleppenden Hemde der weißen Spur des Heilands folgen.

Er träumte von dem fernen See Genesareth. Er wartete im Schilf verborgen auf das Boot des

Messias. Und lag er nicht in seiner Heimat, dieser See, und die Stätten alle, Bethlehem, Nazareth, Jerusalem?

Er hatte bisher den christlichen Religionsunterricht mitgenommen, ohne daß einer seiner Mitschüler etwas dabei fand.

Da fragte ihn einmal in der Pause der kleine Sello, warum er eigentlich alle Dienstag und Freitag morgen in die Religionsstunde käme, statt auszuschlafen; er an seiner Stelle täte schwänzen, wenn er dürfte.

„Mein Vater hat es erlaubt,“ sagte Gustav. Das war richtig. Der aufgeklärte Vater meinte, Lernen könnte nie schaden.

Sello aber fand diese Erklärung komisch, schüttelte den Kopf und ging quer über den Spielplatz zu einer Gruppe Jungen, mit denen er den kuriosen Fall besprach. Die meisten fanden es auch nur komisch.

Einer aber, ein Landwirtssohn, Namens Märtens — er hieß zum Unterschied von seinem Vetter in der Tertia der dicke Märtens — entdeckte wohl bei dieser Gelegenheit seine christlich-sozialen Möglichkeiten und sagte: „Es ist einfach eine Frechheit.“

Das machte den Andern Eindruck. Ja, es war wirklich eine Frechheit. Und man beschloß, am Nachmittag nach dem Turnen Behrendt zu verprügeln.

In der Kiege sprach keiner mit ihm. Das wunderte ihn. Denn er war sonst immer bei den Kameraden beliebt gewesen. Nach der Stunde hatte er mit einigen andern die Geräte beiseite zu schaffen.



Der kleine Sello flüsterte ihm zu: „Du Behrendt, ich tät mich hinterrum drücken. Es kann dir sonst schlecht gehen. Eigentlich ist es eine Feigheit, alle gegen einen.“

Dem Gustav ging ein Schauer durch den Rücken, aber als tapftrer Quintaner zuckte er nur die Schultern. Nachlässig, die Hände in den Hosentaschen, schritt er aus dem Schultor quer über die Allee auf den Feldweg zu.

Man wartete drüben auf den Pyrenäen. So hieß im Gegensatz zu den höheren Alpen auf der andern Seite des kahlen Bauplazes eine Gruppe Sandhaufen, die in den Kämpfen der Gymnasiasten mit den Gemeindefchülern eine große Rolle spielte.

Gustav sah von weitem die Horde. Mit manchen von ihnen hatte er im friedlichen Turnier gerungen. In den Kämpfen gegen den gemeinsamen Feind stand er oft in ihrer Mitte. Den dicken Märtens hatte er beim letzten Wettringen geworfen. Wollte der eine Revanche? Da stand er heftig gestikulierend und zeigte auf Gustav, der querseldein kam.

Unterwegs glitten die drei mageren Birken, die mitten im Feld stehengeblieben waren, an ihm vorüber. Dort hatte er manchmal in der Abenddämmerung eine Gestalt im langen Mantel erscheinen und verschwinden sehen. Das war Jesus selbst gewesen.

Gustav sah ihn immer nur von fern an, kam nie näher, damit es nicht nachher doch nur ein gewöhnlicher Mensch wäre.

Jetzt aber sehnte er ihn herbei. Jesus sollte sehen, daß auch er leiden könnte. Er wollte mitten unter die Feinde treten und sich nicht wehren. Er behielt die Hände krampfhaft in den Taschen und stieg auf die Pyrenäen. Die nächsten wichen ihm aus. Mårtens aber trat hart an ihn heran und stellte ihn mit kurzen Worten: „Wie kommst du dazu, unsre Religion mitzunehmen? Du bist ein Jude. Wir sind Christen.“

Gustav zog die Augenbrauen in die Höhe und erwiderte leise und etwas belehrend: „Jesus war auch ein Jude.“

„Das ist eine Frechheit“, rief Mårtens und schlug ihn mitten ins Gesicht. Gustav behielt die Hände in den Taschen. „Der feige Kerl wehrt sich nicht einmal“, sagte der Dicke und schlug ihn wieder. Die Jungen lachten. Denn es sah sehr komisch aus.

Das war das Furchtbarste, daß es auch komisch war. Gustav sehnte sich, wild zu schlagen, zu ringen, zu raufen. Aber er blieb steif stehen. Da stießen sie ihn von hinten, und er fiel auf die Stirn. Er drehte sich am Boden um und blieb, die Hände immer in den Taschen, liegen.

„Jetzt muß Suse ihn verhauen“, meinte Mårtens. Und der schwächige Sello, der wegen seiner ungewöhnlichen Hasenherzigkeit den Spitznamen Suse führte, wurde auf das Opfer zugestoßen. Er kniete sich auf den Liegenden und kniff ihn ins linke Bein. Als Gustav sich nicht regte, stand er wieder auf und sagte: „Ich glaube, er ist schon ohnmächtig.“

Die Jungen gröhnten im Chor.

Aber der große Werner stieß Suse beiseite, warf sich auf Gustav und umklammerte ihn. „Behrendt,“ rief er, „entweder du ringst jetzt mit mir, oder du hast keine Ehre, und nie wieder spreche ich mit dir ein Wort.“

Gustav blieb regungslos in dieser zornigen Umarmung liegen. Die Stärke des Gegners durchdrang ihn beseligend. Er lächelte. Jetzt mußte etwas geschehen, wie Wunder, wie Verklärung.

Aber der andere ließ ihn los, sprang mit einem verächtlichen „Pfui“ auf und ging davon. Die Jungenherde trottete ihm nach.

Gustav hatte sich aufgesetzt. Er stierte vor sich hin in das kahle Feld mit der kümmerlichen Birkengruppe und auf die nackten Hinterhauswände in der Ferne. Der Riß an seiner Stirne brannte heiß. Der Schmerz saß fest an seinem Fleck, es war nicht mehr das wohlthuende, im ganzen Leibe verbreitete Weh von vorher. Dann zog er den Strumpf über das wunde Knie. Der Strumpf glitt ab. Er zog ihn noch einmal an, und jetzt blieb er so straffgespannt haften, daß die dünnen Maschen platzten: Es gab ein großes Loch. Als er das sah, fing er an zu weinen.

Gott ließ ihn im Alltagselend, mit einem Loch im Strumpf. Hatte er nicht alles umsonst gelitten?

Schwerfällig stand er auf und schritt durch Geröll und schmutzigen Sand in den Nebel.

**A**uf dem roten Plüsch des Schaukelstuhls im Salon der guten Tante Emma saß ein ganz neues Geschöpf.

Es hatte ein Kleid von buntbesticktem Leinen an. Und wenn es schaukelte, tanzten viel blinkende Ketten. Nur ein schmales Perlenband am Halse blieb still. Das war Lisa Petrowna, ein Schwesterkind der Tante. Gustav stand regungslos vor ihr und bewunderte sie.

Er war nun dreizehn Jahre alt, und einige seiner Schulkameraden gingen schon im Zoologischen Garten mit Backfischen spazieren. Von manchen wurde sogar erzählt, daß sie ihre Schönen auf heimliche Wege durch die dunklen Anlagen an den See lockten zu geheimnisvollen Spielen.

Er kam sich immer ein wenig zurückgeblieben vor neben diesen kühneren Tertianern. Und da er sich nicht auf die Konversation mit Mädchen verstand, so wußte er auch jetzt der Lisa, mit der man ihn allein gelassen hatte, nichts zu sagen. Er sah sie immer nur groß an.

Diese Ruhe reizte sie zu wilderem Schaukeln. Sie stieß mit den gelbgestickten Schuhen das Fußkissen fort und wippte, so hoch es ging. Ihr Haar wehte dunkel über die Lehne. Die Armspangen klapperten.

„Geht in den Garten, Kinder“, rief aus dem Nebenzimmer die Tante, deren Siesta durch das Rasseln gestört wurde.

Die Lisa sprang auf den Teppich, packte den Jungen vorn an der Krawatte des Matrosentragens und zog ihn hinaus auf die Veranda und die Stufen hinunter in den Garten. Sie liefen über den knirschenden Kies.

Unterm Apfelbaum blieb sie stehen, schüttelte eine Frucht herunter, biß hinein und reichte sie dann dem Knaben. Er mußte da abbeißen, wo ihre scharfen Zähne sich eingegraben hatten. Und dann kam wieder sie an die Reihe. So wanderte der Apfel von Mund zu Mund. Gustav mußte an Adams Sündenfall denken.

Schließlich warf Lisa den Rest nach ein paar friedlich pickenden Späßen, nahm den Arm ihres Kavaliere und „promenierte“, wie sie es nannte. Seine schweren schwarzen Schuhlungenstiefel trotteten neben den tänzelnden Seidenschuhen.

Aber das war auf die Dauer nicht unterhaltend genug für die Lisa. Sie gähnte und sagte: „Nun bin ich die Zarin und du bist der Zar. Und hinter uns geht der Hofstaat. Aber wir sind lange genug in unsern kaiserlichen Gärten spaziert. Wir wollen uns zurückziehen.“

Und da sie gerade an den leeren Gänsestall kamen, entließ die Zarin mit viel Gebärde den Hof und schlüpfte vor ihrem Zaren durch die Gittertür. Er mußte sich auf einen runden Schemel setzen, das war sein Thron. Und sie setzte sich ihm auf den Schoß.

„Nun sind wir allein“, flüsterte sie, und dann küßte sie ihn so sehr, daß er beinah von Schemel

und Thron fiel. Die Ketten klrirten dazu wie fernes Schellengeläut. Und immer silberner wurde das Läuten, je mehr sie ihn küßte. Dazu kam aus dem bunten Leinen der Duft vieler kostbarer Gewänder.

In einer Rußpause gestand Lisa, sie hätte in Rußland „in ihrer Jugend“ einen andern geliebt, aber nun wollte sie ihm treu bleiben. Und weil sie am nächsten Tag abreisen mußte, schnitt sie für ihn eine Locke ab.

Die Locke gedachte er erst irgendwie auf dem Herzen zu tragen. Als sich das aber nicht recht machen ließ, bewahrte er sie in seinem Geldbeutel.

Er mußte nun oft mitten im Spiel, Gespräch oder auf der Schulbank an die ferne Lisa und ihre klrirrenden Kettlein denken. Daß die polnischen Edelleute aus dem Tanzschuh ihrer Dame Champagner tranken, erschien ihm mit einem Mal begreiflich.

Ein Eiderdaunenkissen, mit blauer Seide bezogen, das der Vater von einer Nordlandreise mitgebracht hatte, lag auf dem Fauteuil im Erker des Eßzimmers. Früher war ihm, wenn er es berührte, das Knistern der Seide unangenehm gewesen. Jetzt strich er manchmal heimlich mit der Hand drüber. Und am Sonntag morgen legte er seine Lieblingsbücher, Tausend und Eine Nacht und die griechischen Sagen, darauf, kniete vorm Fauteuil nieder und las, indem er das geliebte Kissen umarmte.

Die jungen Mädchen, die öfters zu Besuch kamen, um mit Rudolf zu musizieren, fingen an, ihm merk-

würdig zu werden. Ob sie wohl den Bruder küßten, wenn sie mit ihm allein waren? Am schönsten mußte es sein, mit vielen zugleich zu kosen. Aber das taten die Mädchen wohl nicht. Sie blieben ja Einem treu, wie jetzt ihm die Lisa Petrowna.

## VIII

In der oberen Etage wohnte die Großmutter. Sie hatte immer gute Leckereien für Gustav in dem Mahagonibüfett. Besonders einen blauen Tonkrug voll Ingwer liebte er, zwar weniger um daraus zu essen, der Ingwer brannte ihm bitter die Kehle, aber er roch so gern daran. Und noch viele Jahre nach dem Tod der Großmutter haftete der Duft dieses Kruges in seinem Gedächtnis.

Unvergeßlich blieben ihm auch die wunderschönen silbergrauen Zöpfe, welche die Großmutter aus einem lackierten Kasten nahm, auf dessen Deckel eine japanische Seeschlacht mit roten Wogen, gelben Booten und vielfarbigen Kriegern abgebildet war.

Diese Zöpfe setzte sie sorgsam vor einem großen dreitheiligen Spiegel auf. Und Gustav ging dann um den Spiegel herum, besah die vielen Großmütter, die im Glase auftauchten, und auf den Rückflächen Marabus und Pfauen, die in dem dunkelglänzenden Lack ihre Hälse schimmernd streckten, ihr Rad schillernd schlugen.

Er liebte den indischen Schal, den die Großmutter abends trug und der immer neue Figuren zeigte, wenn man an ihm zapfte. Er liebte die Abendessen bei ihr, wo es ganz andren Ausschnitt gab, als zu Hause, und bei den sonntäglichen Mittagsmahlzeiten die schweren würdigen Mehlspeisen, die in altfrommer Weise zubereitet waren. Denn die Großmutter war strenggläubig, sie besuchte die alte Synagoge und fastete am Versöhnungstag, und er durfte ihr nicht sagen, daß er in den christlichen Religionsunterricht ging und später getauft werden wollte.

Von ihrem Leben wußte er nicht viel. Nur einmal in ihren letzten Tagen erzählte sie ihm einiges. Er ging nun schon in das vierzehnte Jahr und war ein verständiger Junge.

Der Vater war ausgegangen. Gustav durfte der kranken Großmutter Gesellschaft leisten. Er saß an ihrem Bett, und sie hielt seine Hand in ihren Händen, die so schön weiß geworden waren von der Krankheit, und sprach von ihrer Heimatstadt und Jugendzeit.

„Ihr Kinder von heut seid gar nicht recht jung,“ meinte sie, „wir waren anders, mein Kind. Jung sein ist schön. Mich haben sie vom Spielen auf der Straße geholt, als der selige Großvater gekommen ist, um mich zu freien. Ich kam außer Atem in die Stube gelaufen. Die Mutter hat mich schnell ein bißchen hergerichtet. Und da sah ich ihn sitzen im schwarzen Feiertagsrock und in weißer Wäsche. Und er hat gelächelt.“



„Ich hab ihn schon gekannt. Mein Weg zur Schule ging vorbei an seinem Fenster. Sein Kontor ist am Marktplatz gewesen, gegenüber dem Rathaus. Und man hat von dort gerade auf den großen Randelaber gesehen, den mein seliger Vater gestiftet hat. Wenn ich heimgekommen bin von der Schule, hat er immer hinter seinem Fenster gelächelt, so ein bißchen spöttisch. Und einmal hat er gefragt, wie lange ich denn noch zur Schule ginge, und ob ich bald heiraten würde.

„Ja, und nun saß der mitten in der Stube bei den Eltern, und sie fragten, ob ich übers Jahr wollte seine Ehefrau werden. —

„Freilich, dann war die Jugend vorbei. Und ich kam fort aus dem alten Haus in eine fremde Stadt und in eine Mietwohnung. Und wie dein Vater zur Welt gekommen ist, das hat viel Schmerz gekostet. Und das Kind ist gleich sehr krank gewesen. Da hat der selige Großvater, der ein frommer Mann war, all die weiße Kinderwäsche den Armen geschenkt, damit der Todesengel vorüberginge. Und so ist uns das Kind geblieben.“

So erzählte die Großmutter, dann küßte sie seine Stirn und sprach leise ein hebräisches Gebet, das er nicht verstand.

Von Tag zu Tag ward die Großmutter schwächer. Gustav wurde nur selten zu ihr gelassen. Und an einem späten Nachmittag kam die Magd eilig heruntergelaufen: „Gustav, geh geschwind in die nächste Weinhandlung und hole Champagner für die Großmutter. Da hast du Geld, mach schnell.“

Es war ihm grausig, Champagner zu holen für eine, die sterben mußte. In den Geschichten war das doch ein Freudentwein. Er lief ein paar Straßen durch Regendämmerung und fand die Weinhandlung.

Als er mit der Flasche im Arm aus der schrägen Tür des Geschäftes trat, sah er gegenüber an der entsprechenden Glastür des Nachbarladens grellgelbe Gardinen. Dahinter war Licht. Er hörte wie im Traum eine wohlbekannte Stimme. Die Tür ging auf: Da stand entsetzlich wirklich, groß und feist, die Dame in schwarz von damals. Mit Todesangst stürzte er davon.

Und da kam es ihm vor, als ob die Hetty an ihm vorbeistreifte, größer geworden und schlank und in Seide rauschend. Im Rücken fühlte er ihren dunklen Blick. Er lief, lief mit seiner Champagnerflasche. Die Leute sahen ihm nach wie einem Dieb.

Die Menge der Leidtragenden erfüllte dicht gedrängt die enge Leichenhalle. Vielerlei Geräusch, hastiges Flüstern und heisere Grüße störten die Stille der gewölbten Wände. Hinter den sieben Lebensbäumen, welche die Kanzel umgaben, schwachten die Chorsänger und knisterten mit ihren Butterbrotpapieren.

Dann drang von rückwärts ein kalter Luftzug herein. Gustav wandte sich um und sah, wie die Torflügel hinter der unförmigen schwarzen Gestalt des Geistlichen zufielen. Der nickte rechts und links, bestieg die Kanzel und blätterte in seinem Buch.

Der Choral setzte ein, dehnte sich träg durch den Raum und zerbrach seine Töne an den viel zu nahen Wänden.

Nun faßte der Geistliche in seinen Bart, die schlaffen Backen strafften sich, und der Mund tat sich auf zur Predigt. Er redete vom Psalmistenalter der Verstorbenen und ihren „menschlichen Tugenden, die das Erreichbare erstrebten und erreichten“, dann von der treuen liebevollen Pflege der Verwandten, die leise zu seinen Worten aufschluchzten. Manchmal erhob er ein wenig die Hände mit den gelben, im letzten Gliede zu kurzen Fingern und den gutmütigen Daumen.

Als er dann das Gebet hersagte, scholl plötzlich von draußen ungedämpft Militärmusik und Soldatenschritt. Da kam wohl ein Regiment oder auch nur eine Kompagnie in die Stadt zurück. Aber dem Gustav war es, als lärmten tausend und abertausend Feinde an den Toren seines Volkes. Und die Mauern rückten immer enger zusammen um die Geduckten, Geängsteten. Bald werden ihre Arzte unsre Tore zerbrechen, bald werden rote Bürgerarme hereinlangen, phantasierte der Knabe.

Und während der auf der Kanzel sein Gebet für die jüngere Generation ins Deutsche übersetzte, und die Sänger ein Schlußlied anhoben, ein deutsches Volkslied von Gottes Rat, scholl immer noch aus der Ferne ein höhrender Flötenpfeiff, ein frecher Trommelwirbel.

Gustav hatte einen Freund.

Jener Werner, der an dem schlimmen Abend damals in Quinta mit Armen und Worten umsonst an seine Ehre appelliert hatte, ärgerte sich so lange an dem unbegreiflichen Behrendt, bis er ihn lieb gewann.

Gustav hegte schon lange eine heimliche Verehrung für den stolzen Kameraden, der der Stärkste war unter allen Tertianern. Es verdroß ihn, klein zu sein und zu kurzbeinig, um beim Barlauf so zu sausen wie jener. Es war Scham und Neid in seiner Verehrung für Werner, und so wußte er sich ihm nicht zu nähern.

Da sah ihm Werner einmal beim Turnen zu, wie er Klimmzüge am Reck machte. Anfangs lachte er über Gustavs Grimassen und meinte, seine Kräfte würden bald erschöpft sein. Als aber der Kleine, der mehr Kraft als Gewandtheit besaß, zum allgemeinen Erstaunen sich immer wieder langsam in die Höhe zog, bis sein Kopf über die Stange schaute, machte Werner große Augen.

Er fing den Herabspringenden auf und nahm ihn in einen Winkel hinter den Kletterstangen, streckte ihm seine große braune Hand hin und sagte: „Wir wollen Freunde sein, kleiner Behrendt.“

Froh wie noch nie kam Gustav diesen Abend nach Haus. Er hatte in seinem Zimmer, das er nun allein bewohnte, seit Rudolf in München studierte, mit

einem Mal alle Gegenstände lieb, den großen Tisch mit dem nüchternen Wachtuch, die Ofenstuckatur, die einen Schäfer und sein Lamm vorstellte, die Troddeln am allzu rundlichen Sofa und in der Fensterede das alte Pult, an dem er seit Jahren seine Schularbeiten machte und das ihm nachgerade etwas eng und niedrig geworden war.

Vorm Schlafengehen setzte er sich noch einmal an das Pult, schlug die Klappe hoch, die innen schon recht schäbig ausah von all den Rillen, die er mit dem Federmesser hineingeschnitten hatte, nahm den Band Schiller, in dem Don Carlos stand, vom Regal und las von den beiden Freunden, bis ihm die Augen zufielen.

Noch beim Zubettgehen war er glücklich, während ihn sonst immer das lästige Kleiderausziehen mißmutig gemacht hatte. — Er hätte sie lieber angelegt und abgeworfen, statt auf- und zuzuknöpfen. — Er glättete seine Sachen sorgsam und tat sie ordentlich übereinander. Und im Einschlafen wurde ihm der müde Takt der alten Wanduhr ein Lied.

Durch Werner kam in Gustavs Leben eine Periode der Rüstigkeit und Freude an Kraftanspannung. An der Seite des Freundes vergaß er alles, was ihn sonst grämte. Er schlief fest und traumlos und freute sich beim Erwachen auf Werner.

Als es Sommer wurde, trafen sich die beiden früh vor der Schule in einer Schwimmanstalt, die dicht am Walde im Weichbild der Stadt lag. Es war so schön, durch den kühlen Morgen und leere Straßen

zu laufen, mit der ersten Trambahn, in der nur ein paar Arbeiter und Bäcker mädchen saßen, hinauszufahren zu dem Freunde, der am Walde wohnte, und dann mit ihm, dem stärkeren, schöneren, um die Wette zu schwimmen, die Morgensonne auf seiner blanken Schulter spielen zu sehen, und wenn Werner ihn mit kräftigen Stößen eingeholt hatte und umklammerte, die köstliche Lust des Besiegten zu erleben.

Nachmittags erledigten sie rasch mit Arbeitsteilung die lästigen Schulaufgaben und fanden dann im Garten Werners oder in einem stillen Winkel des Tiergartens eine Bank, um einander vorzulesen oder von dem Leben künftig in der Freiheit zu sprechen.

Werner wollte später in die deutschen Kolonien, um in vielen Abenteuern und Gefahren dem Vaterlande zu dienen. Jedenfalls wollte er zur Marine, wenn sein Dienstjahr käme. Und Gustav sollte mit ihm. Er wuchs ja jetzt und würde bis dahin auch groß und stark werden.

Werner erzählte von Norwegen, wo er als Kind gewesen war, und las Bücher über Nordpolreisen. Gustav interessierte sich mehr für die Nilquellen und Tibet. Aber jedenfalls würden sie alle ihre Entdeckungsfahrten zusammen machen.

Gustav sah den Freund im weißen Burnus des Arabers durch die Wüste reiten, in der schönen blauen Uniform des Seeoffiziers im Sturm auf der Kommandobrücke stehen. Die Lisa Petrowna war ganz vergessen. Die Jungen, die Bäckfische nachgingen, verachtete er.

Im Herbst kam dann jener Abend, der zum Gipfel dieser Freundschaft führte und mit dem ihr Niedergang begann.

Die beiden waren lange an den Seen und Büschen des Tiergartens umhergezogen und hatten von den Brücken im Wasser zwischen Baumschatten ihr Doppelspiegelbild angeschaut. Sie kamen nach Westen auf lange Alleen und sprachen von ihren Wünschen und Sehnsüchten, wie die Jünglinge des achtzehnten Jahrhunderts, die einander „ihr ganzes Herz“ zu sagen pflegten.

Als sie dann zuletzt bei einfallender Nacht unter einem Baum am Wege saßen, dicht aneinander gelehnt, legte Werner seinen Arm um die Schulter des Freundes und sagte: „Gustav, dir, meinem einzigen Freunde, muß ich ein Geheimnis anvertrauen.“

Und dann begann er ihm seine Liebe zu einer „höheren Tochter“ zu beichten, mit der er sich vor einigen Tagen heimlich versprochen hatte. Er und sie konnten sich bis jetzt nur selten und wenig sehen, aber sie wollten einander fürs Leben angehören. Alle Hindernisse, die die Welt zwischen sie stellte, wollten sie überwinden. „Sie wird mit uns durch die Meere reisen und Not und Gefahr teilen. Ich habe ihr viel von dir erzählt. Sie liebt dich auch, Gustav.“

Er zog eine Photographie aus der Brusttasche, die ein junges Mädchen im Konfirmationskleide, ein Kreuz auf der Brust, vorstellte. Sie sah dem Werner ähnlich. Darüber wollte Gustav sich freuen, aber er fühlte, daß es ihn im Innersten peinigte.

Der Arm des Freundes auf seiner Schulter wurde ihm mit einem Mal lästig, Werners Offenherzigkeit und Vertrauen berührte ihn wie eine heimliche Lüge. Alles, was der andre über seine Liebe zu dem Mädchen vorbrachte, die ganze Geschichte von Sehen und Wiedersehen, von Bekanntwerden und Begleitendürfen, von gemeinsamer Furcht und geteiltem Glück war ihm, er wußte nicht weshalb, zuwider. Er mußte bei manchen Worten des Freundes an den Abschnitt über Liebe in Schillers Glocke denken, den sie kürzlich auswendig gelernt hatten. Ihn überkam das eisige Gefühl: Hier liege ich neben einem ganz fremden, langen Jungen. Es fiel ihm ein, daß es Zeit war, nach Hause zu gehen.



# Zweites Buch



Der Untersekundaner Gustav Behrendt begegnete auf seinem Schulwege dem Fräulein Martha Herder, einer der jungen Damen, die früher an Rudolfs Musikabenden teilgenommen und die er, seit der Bruder fort war, nicht gesehen hatte.

Sie ging sehr langsam, eine große Notenmappe im Arm, und erwiderte seinen Gruß mit einem milden Lächeln, das ihn befangen machte. Er war froh, mit Würde an ihr vorbeizukommen und wagte nicht, sich nach ihr umzudrehen.

Dieser Vorgang wiederholte sich einige Male. Schon wenn er das Fräulein von weitem sah, fühlte er eine Blutleere unterm Herzen, und wenn sie an ihm vorüberging, wurde er rot.

Des Morgens, wenn er an ihrem Haus vorbeikam, sah er hinauf zu dem Balkonzimmer, sah den Blumentisch hinter den Scheiben und dachte: Bald kommt sie und begießt ihre Blumen.

Aber eines Mittags redete sie ihn an. Sie fragte nach Rudolf und dem Vater und dann, in welche Schulklasse er jetzt ginge.

„Untersekunda“, sagte Gustav. Und in dem einen Wort wechselte seine Stimme dreimal. Es war die ärgerliche Stimmwechselzeit.

Leider konnte auch sie bei all ihrer Besonderheit es nicht unterlassen, darauf zu äußern: „Dann muß man ja eigentlich ‚Sie‘ zu dir sagen.“

Sie kamen vor ihr Haus. Martha stand auf der

Schwelle und reichte ihm die Hand. „Grüße zu Hause“, sagte sie und lächelte auf ihn hinunter.

Von diesem Augenblick an wußte Gustav, daß sie die einzige war, die er lieben konnte.

Allerdings war sie schon neunzehn Jahre alt und eine heiratsfähige junge Dame. Aber das störte ihn nicht. Er bedeckte die Ränder der Schulhefte, die man in der Klasse nicht vorzuzeigen brauchte, mit hundert Wiederholungen ihres Profils — im Hefte wurde es meist griechischer als in Wirklichkeit — und bezog alles, was ihm im Einschlafen und Aufwachen Zärtliches einfiel, auf das ahnungslose Fräulein.

Dann traf er sie einmal auf der Eisbahn. Er war erst lange allein, abseits vom Strom der Schlittschuhläufer, in einer Bucht bei einer Bauminself damit beschäftigt, sorgsam eine große Axt immer wieder in die glatte Fläche einzuziehen. Er wußte, es waren viele Schulfreunde und Bekannte auf dem Eis. Aber er mochte nicht zu ihnen. Möglich war Fräulein Martha neben ihm, sah seine Axt an und sagte: Brav, brav! Und gleich war sie wieder fort mit ihren vielen Verehrern, den Erwachsenen, den jungen Herren.

Gustav sah empor. Der Mond stand schon am Himmel, und weit um ihn war ein Hof. Der Mond selbst war noch blaß. Aber der große Reif war voll Glanz. Und wenn man lange hineinsah, wuchs er weiter in den Abend und drehte sich wie ein Rad, wie die Erde sich dreht und die Gestirne, ganz schnell, daß es scheint, sie stehen still. Dumpf lief Gustav auf das Himmelsgold zu. Wie Schatten

fühlte er die Uferbäume vorübergleiten und sah nicht rechts noch links, bis er zum Ausgang kam. Da stand Fräulein Martha, und über ihrem Haupte glänzte der Mond.

„Gustav Behrendt,“ sagte sie, „ich muß allein nach Hause, weil wir so früh essen. Die andern bleiben alle noch auf dem Eise. Will man mich begleiten? Das wäre sehr nett.“

Rasch im Knien schnallte er seine Schlittschuhe ab. Und Fräulein Martha setzte sich auf eine Bank und ließ ihn an ihrem zierlichen Stahlwerk drehen. Dabei meinte er ihren Blick auf sich ruhen zu fühlen. Aber als er auffah, lag ihr Kopf müde auf die linke Schulter geneigt und sah weit über die Eisfläche hin.

Er hatte einen guten ledernen Lappen. Damit polierte er jetzt den Stahl blank. Als sie das bemerkte, sagte sie: „Was für ein ordentlicher Mensch du bist, Gustav. Ich vergesse immer mir so einen Lappen mitzunehmen. Und wenn man dann heimkommt, wirft man die Schlittschuhe in eine Kuchenecke und denkt, das Mädchen wird sie schon rein machen. Und die nimmt dann irgendeinen Schmutzlappen und verdirbt den guten Stahl.“

„Darf ich dir diesen schenken?“ sagte Gustav und fühlte ein großes Glück im Herzen. „Er ist gut. Er ist nur für Schlittschuhe.“

„Aber dann hast du doch keinen.“

„Es ist noch einer zu Hause,“ sagte er leise. Und das war gelogen.

Erst wollte Fräulein Martha zu Fuß heimgehen. Aber als sie an den Stadtbahnviadukt kamen, zog sie es vor, zu fahren. Er wäre so gern neben ihr durch den Tiergarten gegangen.

Sie war müde. Mühsam stieg sie die Treppe zur Station hinauf. Gustav ging mit beiden Schlittschuhpaaren hinterdrein und sah auf die langsamen Bewegungen ihrer Gestalt in dem gürtellosen Kleid.

Es sah aus, als setze sie nicht von Stufe zur Stufe ab. Sie schien an dem Geländer emporzugleiten, sehr müde und sehr leicht. Dies Hinaufsteigen dauerte ihm eine Ewigkeit. Und vor ihm die blauen Samtwellen wollten immerzu angesehen sein.

Als sie auf dem Perron neben ihm stand und sich vorbeugte, nach dem einfahrenden Zug auszuschaun, mußte er sich mit lüsterner Angst ausmalen, wie sie anzusehen wäre, da unten in dem schwarzen Schutt auf den kalten Schienen. Sie mußte sich regen und wälzen in dem weiten Samthemd und konnte nicht auf. Und die furchtbaren Räder kamen immer näher. Ihm wurde trocken im Hals. Er faßte nach ihrer Hand.

**N**un durfte er sie immer ein paar Schritte begleiten, wenn sie sich mittags begegneten. Und während er sie verständig von dem zuletzt gelesenen Buche unterhielt, liebte er sie, so sehr es ging.

Und ihr Händedruck und Abschiedsblick genügte seinen Bedürfnissen bis zum nächsten Wiedersehen. Inzwischen hatte er Zeit, sie im Traum durch all

seine Welten zu führen: Sie lagen als Zigeuner unterm rauhen Felsen auf dem romantischen Moosbett, und er schmückte ihr Haar mit blauem Thymian. — Weiß wie Hero wartete sie auf dem Turm am Meer. — Er ließ sie rasen wie Penthesilea und demütig knien wie Rädchen von Heilbronn.

Ihre schmale Traumgestalt reichte ihm die rettende Hand, wenn er vorüberkam an den heißdunstenden Bügelstuben der Wäscherinnen und ein dralles Mädchen in weißem Zeug, das Arm und Hals frei ließ, vom Plättbrett nach ihm aufschaute.

Und wenn abends die Hausdame Fräulein Brömel sich aus ihrer gemütlichen Sofaede hob und ihm Tee einschenkte und dabei ihre roten Pulswärmer sehen ließ, dann ließ er Marthas zarte und vornehme Umrisse aufdämmern aus dem Zimmerdunkel und half sich fort aus den Erniedrigungen des Alltags.

Es paßte gut zu seinem Zustande, daß es nun Frühling wurde. Und eines Abends ward ihm sogar das große Erlebnis zuteil, auf einem Spreedampfer eine Stunde lang an Marthas Seite sitzen zu dürfen.

Sie war weggerückt von seinem Better Edgar, dem Assessor, über den sie sich die ganze Zeit geärgert hatte. Der sah an allem nur das Komische. Wenn sie angesichts der knospenden Bäume und frischgrünen Wiesen ein wenig gefühlvoll wurde, so sagte er: „Ja, wir Berliner lieben die Natur. Meine Tante Aurelie zum Beispiel kam aus der Schweiz

mit den unvergeßlichen Worten zurück: Rein, die Berge! Wenn man die so von seinem Balkon in der Potsdamerstraße vor sich hätte.“

Nun hatte sie genug von seinen Spässen. Sie saß neben dem braven Gustav in der Mitte des Decks. Über ihnen hing ein Licht, welches das gelbe Geßlecht ihres Hutes durchdrang und ihre Gestalt in Glanz hüllte.

Da wurden die vorübergleitenden nächtlichen Ufer mit ihren magern Kieferwäldern zu tropischen Landschaften und die Fabrikgebäude der Vorstadt zu brennenden Thürmen. Unablässig hingen Marthas Blicke an dieser gleitenden Ferne. Und Gustav folgte ihren Augen und meinte ihre Gedanken zu denken, als er schwermütig wurde.

Manchmal sah er verstohlen an ihr entlang. In dem seltsamen Oberlicht war ihr Haar hell wie Elfenhaar im Mond, und es schien sich zu bewegen wie Wellen, die an den Wangen niederglitten, um mit den Schwesterwellen im Nacken zusammenzufließen.

Heut durfte er auch ihre Hände in Ruhe verehren. Sie lagen leicht um ein seidnes Tüchlein gefaltet im Schoß, und es kam ihm vor, als wäre sein Schicksal ebenso in diese Finger eingetan und würde von ihnen gehegt und gefaltet.

Gerade als er dies dachte, schollen aus dem Stimmengewirr der lustigen Gesellschaft ein paar Worte herüber. Ein Fräulein seufzte: „Ja, der Mensch denkt und Gott lenkt.“



„Der Mensch denkt nicht und Gott lenkt nicht,“ erwiderte ein junger Mann, der einen Kneifer trug und vermutlich eine „Weltanschauung“ besaß.

**B**ald danach kam jener Mainachmittag, wo er ihr unvermutet im Tiergarten begegnete, an demselben See, auf dem sie im Winter Schlittschuh gelaufen waren.

Sie sahen auf das Wasser und die Bote hinunter, und dann fragte sie ihn: „Kannst du rudern, Gustav?“

Sie zu rudern, so weit hatten sich seine Wünsche noch nie verfliegen. Er konnte kaum antworten vor Glück.

Sie gingen auf die Holzbrücke. Er half ihr andächtig ins Boot.

Schweigsam ruderte er an den kleinen Bauminseln entlang und sah schüchtern vor sich hin oder ins Wasser.

Als sie dann auf die Breite des Sees kamen und ihr Boot ganz allein war auf der Fläche, sprach Martha das erste Wort:

„Gustav, du stockst immer beim Eintauchen. Bist du schon müde? Deine Hand zittert. Gib mir doch die Ruder.“

„Du willst rudern?“

„Warum nicht? Hat man Furcht, sich von mir rudern zu lassen? Man kann ja steuern.“

Ihre grauen Augen bligten grün auf wie der Smaragd in ihrer Brosche.

Sie wechselten die Plätze. Laumelnd glitt er an den Falten ihres Kleides entlang und fühlte den Druck des Knies. Ehe sie die Ruder faßte, gab sie ihm ihr Täschchen und das seidne Tuch. Fast lautlos bewegte sie die Ruder und sah herüber und hinüber, daß die Hölzer gleichmäßig das Wasser durchschnitten. Gustav fühlte dies Eintauchen, als griffen kühle Finger in den Lauf seines Blutes.

„Ich glaube Gustav, du frierst. Deine Lippen zittern so.“

„Ich weiß nicht, mir ist doch ganz warm. Die Sonne scheint ja mitten auf unser Boot.“

Sie sah nach der Abendsonne zurück. Alle Wipfel am Ufer waren in eine rote Flut getaucht. Ihre Hand und die Ruderstange waren vergoldet.

„Ist mein Haar in Unordnung, daß du es so anstarrst, Gustav?“

„Nein, es ist nur sehr schön anzusehen.“

„Warum schön?“

„Ich weiß nicht. Es ist wie fließendes Gold.“

„Ist das schön?“ qualte sie weiter.

Und er: „Ich weiß nicht.“

„Du sagst so oft, ich weiß nicht, kleiner Gustav. Frage ich denn so seltsam?“

D, darauf gab es vieles zu antworten, zu vieles. Und darum schwieg er still und sah sie nur immer an.

„Nun friert mich wirklich,“ sagte sie, „gib mir mein Jacket um. Der Wind wird kühl. — So — man muß es ordentlich um mich tun.“

Seine Hände lagen an ihren Schultern. Er wollte sich nicht an sie lehnen. Sie aber verlängerte seine rührend ungeschickte Mühe, indem sie immer weiter ruderte. Er konnte sich kaum aufrecht halten.

Mit einemmal legte sie die Ruder ein und schlang die Arme um den Knaben.

Dieser Augenblick dauerte selig lange, und das Boot trieb weiter in einen Traumfluß, den Gustav nicht mehr sah: seine Augen waren ihm jugefallen vor Glück.

„Du Kind,“ sagte Martha und küßte seine Stirn.

Als Gustav sich vor ihrer Thür verabschiedete, gab er ihr das Täschchen zurück, aber das seidne Tuch behielt er. Sie schien es nicht zu bemerken, er schob es in seine Brusttasche und eilte fort, unruhig und übermütig.

Zu Haus setzte er sich an den Schreibtisch am offenen Fenster und sah in den Hof hinunter und auf das Dach des Stalles, der an der kahlen Rückwand des Nachbarhauses lehnte.

Als der Abendwind etwas stärker wehte, faltete Gustav Papierschnigel zu kleinen Luftschiffen und ließ sie hinaussegeln. Das eine packte ein Wirbel und riß es hinauf zu den Wolken. Das andre fiel gleich in den Rehrichthausen unten im Hof.

Bei jedem neuen Schiffchen, das er entsandte, dachte er: Du solltest mein Schicksal sein. Fliegst du hoch, dann hat sie mich lieb. Fällst du tief, dann mag sie mich nicht.

Aber er zögerte noch, die Probe zu wagen. Als

er dann schließlich einmal das Fatum berief, da flatterte sein Schiffchen ein wenig im Winde und setzte sich dann aufs Stalldach. Und damit hatte er nicht gerechnet.

Zärtlich strich die laue Luft an seiner Stirne hin. Er fühlte an die Stelle, wo Martha ihn geküßt hatte. Aber der Kuß war ganz fort. Er dachte daran, in einem Brief der Geliebten „alles“ zu sagen. Aber seine Sehnsucht war schon zu unbestimmt geworden.

Da trat Toni, das neue Stubenmädchen, mit der Lampe ins Zimmer. Sie bat, die Störung zu entschuldigen. Sie mußte den Messinghahn am Waschtisch putzen. Dazu wäre sie heute früh nicht mehr gekommen.

„Bitte sehr,“ sagte er und schlug ein Buch auf. Aber lesen konnte er nicht. Er bekam mit einem Mal Durst, ging zum Waschtisch und goß Wasser in das Glas, wobei ihn die Schürze der Toni streifte.

Dann saß er wieder am Schreibtisch. Er glaubte die Blicke des Mädchens auf seinem Rücken zu fühlen.

„Darf ich am Schreibtisch noch ein wenig nachwischen?“ fragte Toni. Er wollte aufstehen. Aber sie bat ihn, ruhig sitzenzubleiben. Sie kniete ganz nah zu seinen Füßen, er sah ihre starke Brust von der Arbeit bewegt. Dann war sie neben ihm an den Seitensäckern und zuletzt an der Stuhllehne beschäftigt, so nah, daß ihr Atem ihn streifte.

Sie ging von ihm fort und öffnete die Tür zum Badezimmer. Im Türrahmen war eine Reckstange zum Turnen angebracht. Er sah, wie sie den Arm

mit dem Staublappen hochstreckte, um die Stange abzuwischen, und dabei die Hüfte seitwärts schob. Da wurde ihm dunkel vor den Augen.

Er sprang auf, war dicht an ihr und hielt sie wild umschlungen. Er küßte sie irgendwo am Halse.

„Aber junger Herr,“ sagte das Mädchen lächelnd und machte sich langsam los.

Mit dieser Dämmerstunde begann eine Unglückszeit. Etwas Unerseßliches war ihm verloren. Er mißtraute nun sich selbst.

Sorgsam vermied er, der Martha auf dem Schulwege zu begegnen. Wie ein Büsser zog er seine Straße und hoffte wie ein Büsser auf die heimliche Erlösung. Im Einschlafen sehnte er sich, das verscherzte Glück im Traum wieder zu finden. Aber seine Träume kamen ganz wo anders her: Der lange Wilhelm schleifte ihn durch die Wasserlachen der Felder und den Rinnstein der Stadt und schlappte mit den Pantoffeln. Die Riesin riß ihm die Kleider vom Leib, wickelte ihn in ihre schwarzseidne Schürze und schleppte ihn wie ein Bündel.

Einmal sah er die Martha auf ihrem Balkon sitzen. Sie bemerkte ihn nicht. Ihre Augen und Hände waren mit einer Stiderei beschäftigt. Er konnte heimlich aus der Ferne verehren.

Und sie bewegte den Arm und hob den Blick und sah ihn nicht. Wollte sie den Knoten ihrer blonden Flechten lösen wie die heilige Genoveva im Walde, wie die träumend wachsame Magelone, damit die

seidnen Strähnen niederfielen wie ein Gewand auf Schultern und Schoß? Und manche weiterglitten bis zu den steinernen Schnörkeln des Balkons? Und manche wehten in die blaue Luft hinaus?

Und in Ehrfurcht zog er seine Schulmütze vor diesem reichen Haar.

Und immer, wenn ihm Martha in den Sinn kam, dachte er zugleich alles Gute und Schöne. Und wenn er in die Melancholie des Halbwüchsigen versank, die dem Sechzehnjährigen aus einer Sehnsucht allmählich zu einer Gewohnheit wurde, so meinte er, es wäre die Fernliebe zu Martha.

## II

Der zarte Sand der Düne rann heiß zwischen seinen gespreizten Fingern an die Handhaut, sickerte in seinen Hals, kroch in die Maschen seiner Strümpfe.

Und als er die Augen schloß, war es ihm, als glitte er langsam abwärts. Da überkam ihn ein Glücksgefühl aus fernster Kindheit: Er fühlte nicht mehr seine Zehen und Fingerspitzen. Er reichte weiter, als sein Leib langte. Sein Blut pochte weit umher im besonnten Sande.

So war er als Kind in seinem Bettchen manchmal beim Einschlafen länger geworden als er war. Das Blut war weitergewandert durch das Federland der Leinen und Decken. Die Finger waren ge-

wachsen wie zu Baumzweigen, vielästelig und spitz verlaufend.

Und auf dem Gartenrasen damals gab es Stunden, wo sein glückhaftes Dasein bis zu den locker quellenden Beeten reichte. Die Fruchtbäume drüben am Rasenrande wuchsen noch aus ihm, dann die Stachelbeersträucher an der Hecke, manchmal sogar die Kastanien am Gartenzaun.

Aber hatte er erst einmal bis zu denen gereicht, dann war gleich sein weites Reich dahin, blitzschnell wurde er wieder der kleine Gustav und fror in den Zehenspitzen.

Heute aber dauerte dies Gleiten und Weiterreichen unablässig. Er brauchte sich nur hinzugeben. Wie alles Schwere wegglitt! War dieser salzige, feisige Duft noch das Meer?

Jetzt war er ein kleines Kind und lag im warmen Wasser einer riesengroßen Wanne. Hoch über ihm stand eine weiße Frau. Naht wuchsen die Säulen ihrer Beine empor. Ganz hoch oben waren die Spitzen ihrer Brüste. Eine namenlose Zärtlichkeit durchzitterte ihn. Er hob kleine ungeschickte Hände, um nach ihr zu langen. Da neigte sich die Mutter herab, faßte ihn an und spülte Wasser über seinen Leib. Und sie hob ihn ganz empor an ihre Brust.

Leise wiegend hielt sie ihn über den Wassern in der Schweben. Ach, wenn sie mich ertränkte, dachte er. — Und schon stiegen die Wasser an ihr herauf, überspülten den Schoß, spülten an den Arm, der das Kind hielt.

Er erwachte, sah umher und brauchte lange, bis er wieder wußte, daß er sechzehn Jahre alt war und gegenwärtig in einer Nordseebüne lag.

Als er dies begriffen hatte, froh ihn mitten in der heißen Sonne. Leer war ihm ums Herz. Er suchte das Bild der Mutter wieder heraufzubeschwören. Da unten war doch die Heide, in der er damals Blumen für sie gesucht hatte. Da war er doch gegangen, klein, gebückt, eifrig rufend. Warum war das eine Vergangenheit und das andre Gegenwart?

Und dann bemühte er sich zu fühlen, daß die weiche Düne ein Mutterschoß wäre. Aber es glückte nicht mehr.

War er nicht früher einmal reich und glücklich gewesen? Er dachte an den Tag, wo in der Schule gelehrt wurde, daß die ganze große Erde sich im Kreise dreht um die eigne Achse und wandernd um die Sonne. Da hatte er nachts im Einschlafen dies Drehen und Wandern genau gefühlt und war mitgeschwungen durch die zarte endlose Weltluft.

War das schon so lange her? Und wo war die Zeit, da er da gebetet hatte?

Die Freunde, Arthur der Physiker und Walter der Pastorensohn und künftige Theologe, lasen ihm aus ihren Büchern allerlei vor für und wider das Dasein Gottes. In der Turnhalle hatten sie einen Disputierwinkel. Beide waren eitel Kampf und Überzeugung. Sie faßten die Leitern, die Töne, die Sprungböcke an, der eine, um ihre empirische Wirk-



lichkeit und Zusammensetzung aus Atomen, der andere, um ihre transzendente Idealität zu beweisen. Und er stand dabei und freute sich über die klugen eifrigen Freunde, und wenn er manchmal etwas einwarf oder einwand, so war es wohl nur, damit die Streiter neuen Streit hätten. Und was er sagte, kam ihm selbst vor wie Worte, die ein anderer ihm einblies.

Auch ertappte er sich immer auf sinnlichen Vorstellungen der abstraktesten Begriffe; das Atom war ein vor Magerkeit fadenförmig gewordener Regenwurm, das Molekül eine vollgefogene Mücke. Raum und Zeit, Lust und Unlust, Wille und Vorstellung waren lauter Zwillingspaare, und jedes hatte seine Besonderheiten als allegorische Gegenstände in der Hand, wie der arme Tiergartenapollo seine Leier, die Flora ihre Blumen.

Spinozas großer „Deus sive Natura“ sah, so sehr sich Gustav seiner mißleiteten Phantasie schämte, genau so aus, wie der kokette antike Hermaphrodit im Museum.

Er hatte doch einmal ein anderes Wissen um die Gottheit gehabt. Wo war das hin?

Gustav stand auf und ging hinunter zur Heide. Da tröstete ihn das schwermütige Einerlei der vielen blaßroten Blüten und des grünen Krautes. Das war nicht so streng wie die weiße Sandwüste der Düne im grellen Licht.

Die Sonne stand nun auch schon tiefer. Die Wiese duftete ein wenig. Und dieser schon abendliche Duft

füllte gelinde seine Leere aus. Melodien fielen ihm ein, Volkswaisen mit langgezogenen Tönen.

Dann kam er an die neue Billengruppe, die ihn verdroß, weil sie die Stelle bedeckte, wo damals die Glockenblumenwiese gewesen war und der Garten des alten Kapitäns.

**B**eim Baden hörte Gustav hinter sich einen gelenden Schrei. Die Badegäste umher deuteten mit Schreckensgebärden auf die Bühne. Er drehte sich um, sah zwei ringende emporgeworfne Arme. Sofort stieg am Strand die Rettungsmannschaft ins Boot und ruderte nach der Bühne. Aber da war die Brandung so heftig, daß das Boot nicht vorwärts kam. Zugleich wurde es von der heimlichen Unterströmung der beginnenden Ebbe in anderer Richtung fortgezogen. Der Ertrinkende war verschwunden. Es war ein Kellner, der, unerfahren in den Baderegeln, sich zu weit hinausgewagt hatte.

Am nächsten Nachmittag trafen Gustav und sein Vater bei einem Strandspaziergang auf eine Menschengruppe, die um etwas am Boden Liegendes versammelt war. Sie kamen näher und sahen den Leib eines Ertrunkenen. Sein Kumpf war schon mit einem Tuch bedeckt, aus dem Arm und Beine bläulich vorragten, die Arme zum Schutz vors Gesicht gehalten und in dieser Geste erstarrt.

Sie gingen weiter. Der Vater sagte etwas Ermahnendes über die nötige Vorsicht beim Baden und Kühnheit an falscher Stelle. Und nach einer

Weile fügte er hinzu: „Übrigens niemand weiß, wie nah er vielleicht dem Tode ist. Wir stehen alle in Gottes Hand.“

Bei dem Worte „Gottes Hand“ fiel Gustav seine Kinderangst vor der Hand des Gottes „Überall“ ein. Und der jähe Tod des fremden Menschen berührte ihn wie ein Zeichen des alten Kindheitgottes. Ihn schauerte vor seiner Nähe, vor seinem brandenden Element.

Nachts dachte er: Wie mag das zugehen, wenn die Seele den Leib verläßt? Er suchte sich allerlei Wissenschaftliches einzuwenden, aber es half nicht. Da kam immer wieder Gottes Hand und nahm das farte Seelchen aus dem erstarrten Leichnam.

Er fühlte den eignen Herzs Schlag. Wenn es nun langsamer schlägt, das Herz? Wenn es nun stockt? Und Gottes Hand kommt. —

Und er sah die Seelen in wehenden, gestaltlosen Mänteln im weiten rauschenden Kreise schwingen. Sie waren viele und doch eine Masse, eine runde drehende Wolke. Sie hatten keine Grenzen untereinander. Sie waren überall zugleich. Die Luft rann ungehemmt durch sie, das Meer floß durch sie, ihr Reigen war die Musik der Sphären. Was er einen Augenblick lang im Einschlafen, im Grase, im Sande gefühlt hatte, geworden war, das waren sie immerfort.

Das war die Welt ohne Abwechslung, ohne Gesag. Da gab es nicht mehr nach traumreicher Nacht den fahlen Morgen, den öden Schulweg, keine

Qualwünsche, die aus dem flammenden Blut ein böses Brennen und Glimmen machten, keinen Ekel, nur Glühen und Wehen. — Tränen flossen ihm unablässig aus den Augen und er betete: Nimm mich heim.

Aber am Morgen wachte er munter auf, hatte Hunger, sprang aus dem Bett. Bei Milchkaffee und Honigbrot im Gartenhaus schämte er sich seines Behagens.

Er lag in seiner Sandburg in der Mittagssonne. Der Wall war so hoch geschaufelt, daß er nur die Schaumköpfe der Wellen sah, wenn er bisweilen von seinem Buch, den Märchen von Tausendund-einernacht, aufblickte.

Die Augen wurden müde vom Licht, er schloß sie und wurde im Halbtraum selbst der Lastträger, der auf dem Markt von Bagdad sitzt und wartet, bis die verschleierte Dame erscheint und ihm winkt. Und er ging hinter ihren bunten Schuhen und den Falten ihrer Weinkleider her. Sie blieb stehen an der Schwelle der Basare und nahm Spezereienbündel und seidne Säcke voll Feigen, Datteln, Backwerk und Räucherkerzen und tat das alles auf ihn. Der Saum ihres Schleiers streichelte sein Haar, wenn sie ihm die leichten Lasten auflegte. Ringbeladene Finger mit rötlich bemalten Nägeln winkten ihm zu folgen. Und er ging weiter, gebückt unter den Däften, durch enge Steingassen hinter den bunten Schuhen her. Die Dame hielt vor einem Haus. Und

als sie klopfte, öffnete eine Hand, wie die ihre roten Nägelig und beringt. Und dann glühten die nackten Augen der Schwester Türhüterin. An den seidnen Röcken der Damen entlang kam er in das Gemach. Da war das Badebecken, und die dritte Schwester saß am Rande, die Spitze des Fußes ins Wasser getaucht. Er starrte auf den blauen Reifen an ihrem Knöchel.

Da weckte ihn ein Mannesschatten, der über ihn glitt. Er wandte sich um: der Vater stand hinter ihm. Sein grauer Bart hing drohend über die Lippen und seine dichten Brauen lasteten über die Augen.

Gustav erschrak schuldbewußt. Aber der Vater lächelte ganz freundlich und fragte nach seiner Lektüre.

Gustav fürchtete, er würde ihm das Buch wegnehmen. Der Vater sagte nur halb ermahnend, halb bedauernd:

„Du füllst deinen Kopf mit zuviel Märchen und Anekdoten. Das führt ins Phantastische, Unwirkliche, fort vom eigentlichen Leben. Das Leben ist Wollen und Wissen und Pflicht. Du bist so spielerisch.

„Warum beschäftigst du dich nicht mit ernsteren Dingen? Du bist jung und hast Zeit genug, dich zu bilden. Die Schule macht dir nicht zu viel Mühe, du arbeitest ziemlich leicht und rasch. Warum nimmst du nicht in deiner freien Zeit chemische und physikalische Experimente vor, wie dein kluger Freund Arthur Erdmann? Warum legst du dir nicht kleine Sammlungen an von Blumen, Schmetterlingen, Münzen oder dergleichen, wie es dein Bruder Rudolf tat? Oder wenn du dich mehr für Geschichte

oder Kunst interessierst, warum liest du nicht wissenschaftliche Werke?

„Siehst du, Kind, was dir ohne Not zuteil wird, das habe ich mir spät abends bei der Kerze aus schwererkaufsten Lehrbüchern erwerben müssen, nachdem ich den ganzen Tag als Lehrling, Kommis, Prokurist in einem muffigen Kontor auf meinem Drehschemel gefessen hatte. Und als ich selbständig war, mußte ich für meine Familie sorgen. Darüber ist mein Haar grau geworden. Zum Weiterlernen bin ich nun zu alt. Und doch lese ich in meinen Mußestunden am liebsten ein gediegenes Buch.“

„Ist es nicht begreiflich, wenn wir Väter hoffen, daß aus unsern Söhnen was Besseres wird, als uns vergönnt war, daß ihr euch höhere Ziele steckt als wir konnten und durften?“

„Was interessiert dich eigentlich? Was liebst du? Was willst du einmal werden?“

### III

September

**I**ch habe mir dies Kontobuch gekauft — als Tagebuch. Es ist rot liniert und hat einen schwarzen Pappdeckel. Und vorn steht drin: Mit Gott. — Vielleicht hilft das.

Erst besah ich in dem Laden allerlei lustigere Bücher mit bunten Deckeln und zierlichen Schlössern. Aber die waren alle nicht liniert.

Nach dem Turnen war ich bei Arthur Erdmann. Er hat sich in einem leeren Dachraum neben der mütterlichen Waschküche ein kleines Laboratorium eingerichtet. Er will Chemiker werden. Er ist es schon.

Ich habe scharf hingesehen, aufgepaßt und jedesmal das einzelne verstanden, aber wenn ich jetzt zurückdenke, weiß ich eigentlich nichts mehr. Wenn ich die Aufmerksamkeit so anspanne, verstehe ich schlecht. Mein Verstehen muß von selbst kommen.

Arthur hat eine gute weiche Stimme, wenn er etwas erklärt. Er hat schöne und kluge Hände. Alle Gegenstände in seinem Laboratorium, Gläser, Retorten, Glimmerplättchen freuen sich ordentlich, wenn er sie anfäßt.

Ich habe dumme Hände und bin ungeschickt damit. Als Kind war ich ein Linkser. Wenn man mir das nicht abgewöhnt hätte, wäre ich vielleicht ganz geschickt.

Sonnabend abend nahm mich Arthur mit in die Urania. Erst waren wir in einer Art Ausstellungsraum, wo man immer auf weiße Knöpfe drücken und durch Öffnungen schauen mußte. Er strich mit einem Geigenbogen an bestreuten Glasplatten entlang und besah die Spreufiguren, die dadurch auf dem Glase entstanden. Es kreischte gräßlich, und ich war froh, als wir aus diesem Saal fort kamen in die Vorstellung.

Es war ein Vortrag mit Bildern über den Mond. Der Redner sprach gefalbt, wie unsere Lehrer bei der

Montagsandacht und zeigte mit einem langen Stock in den Weltraum auf der Bühne, wo es Krater und kosmische Vegetation zu sehen gab. Dazu setzte er die Resultate der Spektralanalyse auseinander. Ich verstehe es wohl, aber ich fasse es nicht.

Arthur war sehr interessiert. Er liest auch alle Bücher über Astronomie, die er findet, und nachts im Bett moderne wissenschaftliche Romane. Ich hab auch mal in so etwas hineingesehen. Aber ich passe nicht auf bei dieser Lektüre. Ich vergesse immer gleich die gelesene Seite. Für alle Dinge, auf die es nicht ankommt, habe ich ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Einß macht mich in der Schule ganz unglücklich. Ich muß immerzu an die Zeit denken; gar nicht weil ich Angst habe, daß noch vor der Pause die Reihe an mich kommen kann — nein, es ist einfach eine widrige Gewohnheit. Ich weiß immer wie spät es ist. Ich brauch gar nicht unterm Tisch nach der Uhr zu sehen. Dies garstige Minutenbewußtsein verfolgt mich den halben Tag.

Unser deutscher Lehrer mit dem wendischen Barbarengesicht, dem immer der Kneifer von der Nase fällt, wenn er sich begeistert, predigt: Kurze Sätze machen. Das ist kernig. Das ist deutsch.

Unser Lateiner — er hat 70 vor Meß gelegen und Rheuma im rechten Bein — übersetzt Cäsar und Livius ins Moderne. Und wir müssen bei der Nachübersetzung Bataillone, Schwadronen, Pontons usw. liefern.



Meine Freunde studieren die Karte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes. Ich stehe dumm dabei. Aber was ich von Marathon, Salamis, Cannae weiß, ist mir unvergeßlich eingeprägt. Gestern Nacht habe ich von den Myrmidonen des Achill geträumt. Sie schritten über mir in bronzenem Glanz, langgliedrig wie auf den Vasen, starr und elastisch zugleich. Ihre Augen schimmerten durch die Helmluken. Ich lag und war die Welt zu ihren Füßen, die Ebene von Ilios, zitternd von ihrer Wucht.

Ich liebe schöne fremde Damen, die vorübergehen und mich nicht ansehen. Ich liebe die Martha mehr als je, jetzt wo sie fort ist. Ich weiß, meine Liebe ist lächerlich. Aber ich habe das Wort gelesen: Wenn ich dich liebe, was gehts dich an?

Aber daneben gibt es etwas andres, was ich eigentlich nicht liebe, was mich verlockt, mich tückisch peinigt, gerade wenn ich es nicht will, von unten heraufsteigt, wenn ich dämmere. Und will ich nicht erliegen — ach wie oft erlieg ich und muß alle Bitternis der leeren Welt und Schuld und Scham auskosten — will ich nicht erliegen, so muß ich vor mir selber fliehen, das leiseste Behagen meiden, alle Freuden des eigenen Körperdaseins.

Es ist doch süß, Asket zu sein. Wenn ich zum Beispiel irgend was lerne, was ich gar nicht besonders mag, dann still dabei sitzen bleiben mit der Brust

gegen die Tischplatte, unbewegt, bis die Brust schmerzt, und die Luft ist voll Lampendunst, und weiter lernen die fremden Worte und Zeichen, sich nicht regen, nur ganz wenig Atem holen, bis einem schwindlig wird. Dann wenn man beinahe umsinkt vor Schwäche, dann einmal tief atmen.

Oktober

Es ist so warm, daß man noch auf den Bänken am Neuen See sitzen und lesen kann. Ich lese wenig neues, immer wieder die alten Lieblingsbücher und auch darin immer wieder bestimmte Kapitel.

Ach nein: ich habe keinen richtigen Bildungstrieb. Ich kann nur an das, was an mich will.

Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich schon sehr alt. Ich weiß, das ist vom Standpunkt der Erwachsenen lächerlich. Aber wenn ich es doch so empfinde — so alt schon, daß ich nur immer das Gleiche erfahren kann. In Wirklichkeit habe ich kein großes Weh und kein großes Glück. Und gerade das macht mich traurig.

„Jugend ist leidenschaftlich“ habe ich irgendwo gelesen. Das ist wahr. Ich brauche bloß still zu liegen und dem nachzuspinnen, daß die Martha weit weg ist. Ich will ja nichts Bestimmtes von ihr, gewiß nicht, ich schäme mich, so etwas bloß zu denken. Ich wollte, sie wäre nur immer da. Wäre sie nur im Zimmer nebenan. Hörte ich nur ihre Stimme, wenn sie mit andern spricht.

O wäre ich doch blind und ein Krüppel und hörte nur deine Stimme.

Es ist unheimlich, daß man mit einemmal kein Kind mehr ist.

Ich kann nicht mehr mit den Betterskindern spielen. Ich mag sie nicht zu Narren haben, wie es die meisten Erwachsenen tun.

Heute sah ich ein paar Straßenjungen an einem Kinnstein wirtschaften und einander besprühen. Mir wurde beinahe schlecht. Als ich nach Hause kam, mußte ich mir gleich Gesicht und Hände waschen. Seit einiger Zeit möchte ich mich überhaupt immer zu waschen und baden.

Ich habe kein Behagen mehr. Immer nur Unruhe. Von der Schule laufe ich oft den ganzen Weg nach Hause, ohne Eile zu haben. Besonders wenn es windig ist, muß ich immer laufen.

Ob ich als Kind glücklicher war, weiß ich nicht. Aber es gab eine Welt, die mein eigen war. Ich hatte soviel Kurzweil an allen Worten, deren sich meine Zunge bemächtigen konnte. Ich sagte sie mir laut und leise vor mit mancherlei Betonung und Veränderung. Seit man mich aber gelehrt hat, Dinge und Worte aufeinander zu beziehen, bin ich ärmer geworden, scheint mir.

Ich will an den Garten denken, in dem ich als Kind war. Aber er will nicht auftauchen. Ich sehe nur die Stäbe der Laube, umwickelte Beete, den

alten Carow. Hat er eine Sense? — Wie zum Trost erscheint ein anderer Garten, der kleine vor dem Haus von Hannes Schwester in der Altstadt unten. Rote Sternblümchen, eine Sonnenblume, das Wort Kapuzinerkresse, eine runde Glasglocke. Mit einemmal sehe ich das Fenster, Blumentöpfe und fleißige Kuzelfinger einer alten Frau. O Glück!

Nein, ich will nicht das Glück. Nur eins lohnt: ein Held sein. Seit ich Werner nicht mehr habe, den mannhafsten, ist mir alle Lust der Sehnen und Muskeln hin. Ach und vom Hanteln wird man noch kein Held. Und bloß weil es gesund ist, kann ich doch nicht Sport treiben.

November

Ich will nie wieder ins Konzert gehen. Es gab heut die fünfte Sinfonie. Ich sah immer in die großen Lichttrauben über dem Orchester rechts und links und war glücklich wie die Kinder im Märchen, die sich retten und dabei singen: „Hinter mir Nacht, vor mir Tag, daß mich keiner sehen mag.“ Aber dann war es plötzlich zu Ende. Ich ertrage es nicht, daß die Musik verhallt und dann alles ist wie vorher: Garderobe, Wagen, Straßen, Heimgehen. Es müßte irgend was geschehen nach solchen Tönen. Ich möchte in einer großen Menge laufen und die Arme strecken und etwas mitschreien. Oder wenn ich dann allein sein soll, möchte ich aufgehoben werden vom Pflaster wie im Traum, erst noch schreitend, dann schwebend, dann fausend. Aber heim:

gehen, in häßlicher Gebildetheit Melodien nachsummen, die man behalten hat, das geht nicht.

Die andern haben alle Interessen, Berufe. Rudolf ist Musiker, Arthur wird Chemiker, Walter Theolog. Und wenn ich sage, ich will Jurist werden, dann lächeln alle. Das ist zu trocken für dich, das wirst du nie können.

Ich kann mir meinen Gram eigentlich gar nicht leisten. „Du hast wohl Weltschmerz,“ sagte neulich die Tante. Ja, am Ende habe ich Weltschmerz. Persönlich geht es mir ja doch ganz gut. Ich habe keine Schulsorgen, ich habe einen guten, liebevollen Vater, gute Freunde, ich bin gesund, manchmal kann ich mich sogar für Dinge interessieren, lesen, lernen. Aber wenn das aussetzt, kommt die furchtbare Leere, am schlimmsten, wenn gerade irgend etwas schön war.

Eigentlich muß man ein einsamer Großer sein, um so etwas empfinden zu dürfen. Um sich am Wesen der Welt zu verdrießen, müßte man ein Gott sein, den sein Werk ekelet, der seine Welt zertrümmern kann. Aber wenn unsereinem weh um die Welt ist, wohin soll er es tragen?

Wenn es manchmal ganz still um mich ist, bin ich ein ganz Großes. Alles, was geschieht, geschieht in mir.

Das *Παυτα ἑεῖ*, das furchtbare, kann mir nichts anhaben, denn ich bin selbst der Fluß, der Wandelgott. Dann weiß ich auch, warum ich nichts einzelnes werden oder tun mag.

Unser Herr Ordinarius hat zwar gesagt, für die Sentimentalität wäre in unserm ernsten Zeitalter kein Raum. Aber es hilft mir nicht. Ich bin sentimental, bin heut nichts als Heimweh nach Berslorenem. Ich denke, wie ich als Kind an meines Vaters Hand durch das dunkle Zimmer ging und drüben im nächsten war Kerzenlicht vom Weihnachtsbaum. Nie wieder werde ich solche Freude empfinden. Es waren gar nicht die Geschenke — das glauben nur die dummen Erwachsenen — oder die Süßigkeiten: die konnte ich vor Erregung kaum anrühren — und die großen Lebtuchenschüsseln der Dienstmädchen mit den blanken Talern drauf freuten mich mehr als meine eigene Schüssel — es war auch nicht der helle Glanz, obgleich dies der Wahrheit schon näher kommt. Es war einfach das namenlose Erstaunen, daß Weihnachten war, daß dies wundervolle Wort war.

Der gute Dnfel Nachbar stand einmal unterm Weihnachtsbaum und war mit weißem Flockenbart und brauner Kapuze Weihnachtsmann. Er gab fürs Artigsein Apfel und Nüsse aus dem Sack.

Und ich wußte, es war der Dnfel. Und zugleich glaubte ich, es ist der Weihnachtsmann. Denn mit Bart und Kapuze wird ein Dnfel doch Weihnachtsmann.

Später erfuhr ich dann, daß zu Weihnachten eigentlich ein Christkind gehört, ein Stern und eine Krippe. Das gabs natürlich bei uns nicht. Bei uns

gab es überhaupt nichts Frommes. Wir sind ja aufgeklärt, das Religiöse wird abgetan mit: Es gibt eine gewisse Kraft — oder: Bei einem großen Verlust oder einer großen Freude fühlt der Mensch, daß ein Gott ist — oder: Nicht in der Kirche, in der Natur muß man Gott finden. — Pfui, über diesen Sonntagsnachmittagsgott!

Mein Vater liebt Nathan den Weisen, Uriel Acosta, das allgemein Menschliche. Das ist mir — bei all meiner Liebe zu ihm — eben so zuwider wie die Preußenpflicht der Schule. — Freund Wohlgemuth hatte eine Christkindkrippe, um die ich ihn beneidete.

Ach, gestern unterm Weihnachtsbaum mußte ich mich ordentlich zusammennehmen, daß ich nicht weinte. Wenn wenigstens Rudolf da gewesen wäre, mit dem hätte ich vielleicht von den Dingen reden können, die mir das Herz schwer machen. Aber der ist in München und denkt wohl kaum an mich.

Die Wetterskinder bauten ihre Zinnsoldaten auf. Sie riefen mich, ich sollte ihnen Krieg spielen helfen. Aber die Tante sagte: Laßt ihn, er liest lieber in seinen Büchern.

Januar

Der Vetter Edgar kam abends zu uns. Er hat immer so viel zu erzählen. „Übrigens noch was Kurioses,“ sagte er zuletzt. Neulich auf dem kleinen Ball bei uns — nur Jugend — wurde mit einmal

für Fräulein Martha Herder ein großmächtiges Busfett gebracht. Darin saß ein Zettel. Auf dem stand weiter nichts als ‚Gustav‘. Sie bekam einen Schreck. Wer konnte das sein? Nachher stellte sich heraus, es war Vaters Schwager, Rat Liebshütz, der als einziger von der alten Garde aus einem Winkel dem Tanzen zusah und sich mit einem verbindlichen Schwerendterlächeln zu erkennen gab. Die Herder lief gleich zu ihm und engagierte ihn zum Damenwahlwalzer.

„Nachher, als ich mit ihr tanzte, sagte sie: Wissen Sie, an wen ich zuerst einen Augenblick dachte, an ihren kleinen Cousin Behrendt, der heißt doch auch Gustav. Na, ich glaube wohl, er ist mir gewogen, aber er würde das doch wohl schwerlich auf diese Art ausdrücken.“

— Es gelang mir, verlegen zu lächeln. —

„Übrigens, sie läßt dich grüßen,“ sagte Edgar noch, „du sollst sie mal besuchen.“

Seit Martha wieder da ist, fürchte ich mich mittags auf meinem Schulwege. Ich will ihr nicht begegnen. Wovor fürchte ich mich? Sie würde nach Haus und Schule fragen, ganz harmlos. Ich würde, wie sich gehört, antworten. Aber gerade davor ist mir bange, vor dieser dummen Harmlosigkeit.

Ich wollte sie doch noch einmal sehen, ehe — nun ehe alles irgendwie anders ist. Noch einmal ihre Atmosphäre haben, ihre Gegenwart. Und so bin ich denn zu ihr gegangen.



Sie führte mich aus dem Salon in ihr Eckstübchen, das ganz erfüllt ist von ihrem zierlichen Hausrat. Sie lag auf dem Divan. Ich saß auf dem Fußkissen und sah ihre türkischen Pantöffelchen an.

Ihr zu Häupten hingen Schleier von Konsole zu Konsole. Auf den Wandbrettern stand allerhand Wunderliches, das schimmerte aus dem Halbdunkel, änderte seine Umrisse.

Und rechts von mir war der kleine hellfarbige Damenschreibtisch. Darauf lag eine Decke von grünem Samt und eine rotlederne Mappe. Und Tintenfaß und Schreibzeug sahen gar nicht aus wie Gebrauchsgegenstände, es waren schöne Ziergeräthe.

Das alles legte sich beklemmend nah um mich herum, mir war nur ängstlich in all dem. Ich war nur besorgt, richtige Haltung zu haben, zu fragen, zu antworten wie sich ziemt. Von Atmosphäre, von Gegenwart habe ich nichts gefühlt; jetzt, wo sie fern ist, könnte ich mit ein wenig Nachgeben, Hingeben ihre Nähe haben, viel mehr, als vorhin zu ihren Füßen.

Wie falsch das alles ist!

War ich gestern bei der Martha? Ist es nicht schon Jahre her? Hatte ich vor ein paar Wochen noch Träume von dunklen Mägden?

Ich bin ganz abgelöst von all dem. Ich bin ganz jenseits. Es gibt nur noch eine Sehnsucht: Noch fühle ich das wie im Bilde: — Seines Mantels Falten. Ihr Schoß — aber bald werde ich es nur als Flug und Ruhe fühlen.

Vetter Edgar und Martha verlobt. „Davon hast du nichts gemerkt,“ sagen die Verwandten, wenn man sich wundert, „wir haben es lange gewußt.“

Es geht mich nichts mehr an.

Manchmal möchte ich an Rudolf schreiben, ihm allerlei klagen, ihn fragen, wie es ihm ging, als er in diesem Alter war. Aber dann denke ich, wie er mir früher zuzuhören pflegte, und sehe ihn am Klavier sitzen, die Pfeife im Mund, und zu all meinen Worten freundlich lächeln, und dabei in neue Harmonien greifen, als ließe sich das alles einfach in Musik setzen und damit abtun.

Februar

Sonntag Mittag waren wir wieder in der neuen kahlen Wohnung, in die wir Ostern ziehen wollen. Dem Vater macht es Freude, abzumessen, zu besetzen, in Gedanken einzurichten. Er freut sich auf die Aussicht von seinem Balkon auf den zoologischen Garten. Mir graut es in den kalkigen und hölzernen Räumen. Ich kann mein Leben nicht hineindenken in das leere Zimmer, das ich dort bewohnen soll. Vielleicht komme ich auch gar nicht mehr bis dahin. Vielleicht dauert es nicht mehr so lange.

Auf dem leeren Platz dort bauen sie eine große Kirche mit romanischen Bogen und runden Tür-

men. Die steht fremd da wie ein Lehrgegenstand. Ein schöner einzelner Baum, in der Nähe, wird umgehauen, seine Wurzeln reichten zu weit.

Edgar und Martha waren bei uns zum Abendbrot. Die üblichen Blumen standen vor dem Gedeck der Braut. Ich sah ihr Haar schimmern durch die Blüten wie durch Schilf, wie zwischen Waldzweigen.

Nachher wollte Edgar, daß ich sie ein Stück begleitete. Sie muß ihm wohl von damals erzählt haben. Er neckt mich immer in versteckten Andeutungen. Ich halte brav stand. Nur gestern war ich so empfindlich: bei allem, was er sagte, wurde ich rot. Gottlob, man konnte es nicht sehen auf der dunklen Straße.

Als wir an das Kanalufer kamen, war drüben eine helle Flamme zu sehen. Alles eilte in der Richtung nach Moabit, eine große Fabrik brannte. Wir gingen der Menge nach, mußten aber schließlich am diesseitigen Ufer bleiben, die Feuerwehr hatte abgesperrt.

Wir sahen von weitem in die sprühenden Garben, in die breitwallenden Massen. Es war wundervoll. Martha wurde wohl müde von dem langen Stehen. Sie hatte den linken Arm in Edgars Arm eingehängt, nun lehnte sie sich mit dem rechten auf meine Schulter. Ihr Handschuh streifte glatt an mein Gesicht.

Die Flammen bewegten sich mit einemmal anders, als würden sie hochgepumpt. Ich fühlte meinen Herzschlag, und wie sie unter dem Druck der

gesprengten Wassermengen tiefer wallten, fühlte ich mein Herz langsamer gehen. Das Blut wich aus meinem Hirn nieder. — Ich dachte an Meleager, dem die Mutter das Lebensseil verbrennt, das ihr die Schicksalschwester gegeben. Ich fühlte seine Todesnot, sein Winderwerden mit dem kohlenden, löschenden, bröckelnden Scheit. Es zuckte mir vor den Augen. In Todesangst faßte ich nach dem weichen Arm auf meiner Schulter — da lag ich am Boden ohnmächtig.

Ich wachte erst im Wagen auf, in dem sie mich heimführen, lag mit dem Kopf auf Marthas Knien. Ich war sehr glücklich, konnte vor Glück nicht reden. Noch zu Haus, noch im Bett war ich wie in ihrem Schoß. Ach, wäre ich tot.

Der Arzt läßt mich Medizin nehmen, einen fetten Eran. Und morgens kommt immer ein Kerl, mir kalte Abreibungen machen. Davon wird man dann ein paar Stunden munter, bekommt eine garstige Art von Lebenslust, Appetit — bis das Blut wieder jäh und träge fließt. Und alles war vergeblich.

Wenn ich so viel arbeite, so ist es nur, um gar keine Zeit zum Denken zu haben. In alle Lücken schlüpft die Angst. — Und so arbeite ich denn pedantisch, übertrieben, bin ein Muster Schüler.

Was der Theologe von Origenes erzählt, hat mich sehr ergriffen. Aber es ist zu grausig, das auszu-denken. Ich bin wohl auch zu feige.

Seneca —? Das schon eher.

Aber wenn ein Gott ist, wie wird er den empfangen, der eigenwillig das Leben wegwirft, das er ihm gegeben? Wird er anerkennen, daß es aus Sehnsucht, aus Heimweh nach ihm geschieht? Und wenn kein Gott ist, was dann? Ich mag nicht weiter denken.

#### IV

**G**ustav stand am Fenster und sah auf die schmale Dorfstraße.

Die anderen wohnten vorn im Hotel nach der Garten- und Aussichtsseite zu. Und für ihn gab es nur dies Hinterzimmer. Aber er war ganz zufrieden. Hier merkte man nicht den Kurort, das Panorama. Auf dem derben Bauern Tisch brannte ein Talglicht. Da lagen die Schulhefte.

Ob sie wirklich kommen würde? Heute im Walde hatte sie sich an ihn geschmiegt und ihn lange angesehen. Und dann hatte sie im Weitergehen mit niedergeschlagenen Augen von ihrem Mädchenleben erzählt, von der Enge im Elternhaus, von dem bösen Schwager, der ihr nachstellte, von der neidischen Schwester, o, von vielen Dingen, von denen er noch nichts wußte, von Mädchen- und Frauendingen. Und dann hatte sie versprochen nach dem Abendbrot an sein Fenster zu klopfen und mit ihm weiter zu schwätzen, wie sie es nannte.

Mit einmal fühlte er ihren Atem, dann ihre Hand. Aber es war nur Wind und Wahn. Und als er zurücktrat, kam sie drüben von der andren Seite langsam her. Sie legte ihre beiden Arme aufs Fensterbrett. Das fromme Kreuz auf ihrer Brust ging auf und ab. Der Wind zupfte ihre braunen Haare aus dem Schal.

Nun sollte er ihr erzählen von sich. Sie hatte ihm doch so viel anvertraut.

„Ich? Ich habe doch gar nichts erlebt. — Ich habe früh meine Mutter verloren. Ich bin noch auf der Schule. Mein Bruder, der Musiker, ist in München, er war immer der wichtigere, ich bin der jüngere, ich soll Jurist werden.“

„Aber Sie werden doch etwas erlebt haben, etwas das man nicht vergißt?“

Er schämte sich, es zu sagen. Die braunen Augen warteten, als wüßten sie es schon.

„Ja, einmal ist mit mir ein Unglück passiert. Aber — ich rede eigentlich nicht gern davon. Es ist mir sehr verdrießlich, weil — weil es mißlang.“

„Was mißlang? Die Liebe?“

„Die Liebe, ach nein, davon weiß ich nichts. Nein, das Sterben.“

„Wollten Sie sterben?“

„Ja, es ist nun schon über ein Jahr her. Ich war so traurig. Ich wußte nicht mehr weiter. Da nahm ich meines Vaters Rasiermesser aus seinem Etui und schnitt mir in die Pulsadern.“

Sie zuckte vor Schreck. — „Tief in die Pulse?“

„Ja, ziemlich tief. Aber dann war ich so unerfahren. Ich hatte gelesen, daß Seneca sich seine Adern im Bade öffnete. Und da ich kein warmes Wasser da hatte, hielt ich meine Arme in kaltes. Und davon muß das Blut gestockt sein. Denn als ich wieder zu mir kam, lebte ich noch und lag da.“

„Hat es nicht schrecklich weh?“

„Nein, wie ich hineinschnitt, war es schön, es quoll wie ein Brunnen. Und rann und floß. Aber dann — als ich aufwachte, war es ärgerlich. Und ich bekam einfach Angst und lief zu meinem Vater mitten in der Nacht, legte mich in sein Bett, wurde dann wohl verbunden, schlief, wachte, schlief —.“

„Warum hatten Sie denn das getan?“

„Das fragte auch der Arzt, der an meinem Bett saß. Ich sagte: Wegen Gott.“

„Wegen Gott? Das verstehe ich nicht.“

„Ja, das wollte auch der Arzt nicht glauben. Es war aber doch wegen Gott. Alles, was ich als Kind tat und dachte, ging irgendwie Gott an. Es war bloß nicht immer recht zu erkennen.“

„Wie stehen Sie denn nun mit Gott?“

„Gar nicht. Er hat mich im Stich gelassen. Ich lebe ja noch, bin da, lerne weiter auf der Schule, ich werde später Jurist.“

„Aber Sie haben doch Freude am Leben? Sie sind so still und freundlich, daß man nicht recht merkt, ob Sie traurig oder froh sind.“

„Ich habe schon Freude, aber nicht am Leben, will

sagen, nicht an meinem Leben. Ich habe Freude an Dingen, die mich nichts angehn."

"Sie reden so unnatürlich."

"Ja, verzeihen Sie mir das. Warum rede ich überhaupt soviel von mir. Es ist Ihre Schuld. Sie sehen mich immerzu an, bis alles gesagt ist."

"Was sind denn das für Dinge, die Sie nichts angehn?"

"Als ich zum erstenmal wieder ausging, damals waren es Torfen und Abgüsse in einem Museum. Und nichts ist mir eigentlich so fremd wie Marmor. Aber es tat gut, ihn anzusehen."

"Und die Blumen und die Tiere?"

"— liebe ich auch, besonders wenn ich ihre Namen nicht weiß. Und ebenso liebe ich die Namen, besonders wenn ich nicht weiß, welche Blumen und Tiere dazu gehören. Ich habe auch Gedichte gern, besonders in fremden Sprachen, von denen man nur hier und da ein Wort versteht."

"Sie befremden mich. Heut nachmittag im Walde waren Sie viel menschlicher."

"Warum schauen Sie mich auch so sehr an? So locken Sie das andre aus mir heraus. Menschlich? Natürlich? Woher sollte ich auch natürlich sein? Mit meiner Natur ist es vorbei."

"Ach, ich kann Sie so nicht reden hören. Kommen Sie heraus aus Ihrer dunklen Kammer. Gehen wir ein bißchen die Gasse auf und ab."

Als er draußen war, nahm sie seinen Arm und nach einigen Schritten sagte sie: „Schauen Sie doch



da oben die Sterne, die sind doch auch für Sie da. Und der Nachtwind und das Käzchen, das an der Mauer schleicht."

Er sah ihr in die Augen, und leise und frech fragte er: „Und die Frauen?“

Sie zog die Mundwinkel und ließ sich küssen.

## V

**G**ustav und sein Freund Arthur Erdmann fuhren im Stadtbahnzug über den dunklen Tiergarten hin. Sie wollten in die Friedrichstadt, das Nachtleben zu studieren. Sie waren jetzt „Nuli“. Die Zeit bis Ostern, bis zur Universität, mußte benutzt werden, den Gesichtskreis zu erweitern. Arthur wollte das schnell erledigen, um zu seinen geliebten Retorten zurückzukehren. Gustav war seit einiger Zeit auf die sogenannte Wirklichkeit aus.

Da unten im Dunklen glitt mit Wipfeln und Seen die alte Traumwelt vorüber. Er sah geradeaus in der Fahrtrichtung auf die Häuserblöcke, die sich näherten, und war voll Erwartung, als der rote Stadtbunst stärker und stärker wurde, bis endlich der Zug in die Halle einfuhr.

Schon auf der Bahnhofstreppe sah er eifrig in geschminkte und fahle Gesichter und sog den Duft feiner Zigaretten und gemeiner Parfüms wißbegierig ein.

Arthur lenkte gleich zur Brücke und in die obere

Friedrichstraße, wo ihm ein Café chantant als besonders interessant empfohlen war.

Sie kamen an dem grell beleuchteten Portier vorbei, schlugen einen Vorhang zurück und suchten Platz in den vollbesetzten Bankreihen.

Uppige Kellnerinnen in zerdrückten Seidenblusen schoben sich mit Biergläsern an den Knien der Gäste entlang. Einige Herren mit steifem runden Hut luden sie zum Mittrinken ein. Schüchterne folgten den bewegten Busen mit dem schmachtenden Wanderblick altmodischer Porträts. Denen kredenzten die Heben eigenmächtig das Maß, und während sie tranken, stand es dem Gast frei, um dralle Hüften zu greifen.

Man sah auf ein Podium in der Saalecke, wo im Halbkreis in kurzen und sehr ausgeschnittenen Flittern die Sängerinnen saßen, mit rosa und hellblauen Schleifen im Haar.

Eine stand auf, schob sich wie ein Kind, das ungerne an die Schultafel kommt, bis in die Mitte des Podiums, rückte an den Achselbändern, sah schräg zum Klavierspieler hinunter und sagte zur Musik ihr Lied her mit gezogenen Silben und dialektfrei. Zwischendurch mußte sie immer lachen, aber nicht gerade an komischen Stellen.

Zweideutiges brachte sie recht unschuldig vor. Sie konnte alle Worte in ihren runden blauroten Mund nehmen. Sie begleitete den Vortrag mit regelmäßig wiederkehrenden Bewegungen, bald der linken bald der rechten Hand. Die Linke hügelte, die Rechte wischte Staub.

Gustav war eigentlich auf gefährlichere Manieren gefaßt, und die Erscheinung vor ihm hatte eher etwas sozial Rührendes.

Sie wurde abgelöst von einer Lebhafteren, die Unterschiede und Beziehungen der Geschlechter besang. Bei Erwähnung der „Männer“ zeigte sie frech ins Publikum, bei dem Worte „Mädchen“ streichelte sie immer ihr Kinn.

Die Folgende war feist und hatte eine Stimme.

Gustav wandte den Kopf von ihr weg und nach links, da nahm er durch einen Grottingang und die Achselhöhle einer Kellnerin einen weiteren Saal und eine zweite Bühne wahr, auf der sich kompliziertere Vorgänge abzuspielen schienen. Dort gab es ab und an ein Bein aus einer Seiltänzergruppe zu sehen, den blinkenden Ball und die fangende Hand eines Jongleurs, ein Stückchen Robe, einen Pagen Frisur, schließlich ein schwarz aufgerissnes und zuflappendes Sängermaul, aus dem immer das Wort Kaviar kam.

Arthur klagte über schlechte Luft: „All dieser Tabak, Schweiß, Staub“, sagte er. Gustav hätte sie sich nicht besser wünschen können. Sie trug und umhüllte all das Leiernde und Dröhnende. Das Gemeine und Abgesungene bekam in dieser Atmosphäre ein greifbares Dasein. Und es war ihm ganz selbstverständlich, daß die dicke Kellnerin ihm zutrunk.

Als sie dann aber den Arthur, der ernst starrte, fragte, „ob er für die zweite Dame links ein Porter ausgeben wollte“, stand er geärgert auf und zahlte.

Gustav fühlte mit Verdruß den Vorhang hinter seinem Mantel zufallen; er wäre ganz gern geblieben.

„Wenn das Babel sein soll,“ sagte Arthur, „dann bin ich gefeit.“

Gustav schämte sich, seine stärkere Ergriffenheit einzugestehen, zumal er sie nicht begründen konnte.

Erdmann suchte und fand ein berühmtes Tanzetablissement, das ihm erfahrene Freunde beschrieben hatten. Es lag etwas abseits und sollte bald abgerissen werden, um einem ernstern Theater Platz zu machen.

Mädchenpaare drehten sich in langsamem Walzer und begleiteten die Musik mit dunklen Kehllauten und schrillen Kopfstönen. Sie tanzten so rund, daß ihre grellen Röcke in Flughöhe über dem Parkett stehen blieben.

Dazwischen bewegten sich grotesk gemischte Paare. Ein krummer Spitzbart, den seine verlockenschwere Uhrkette hinabzog, nahm die Hand seiner großen Tänzerin prezios hinten über sich. Ein stolzer Student konnte rechts und links walzen und hielt seine Partnerin zuletzt nur noch mit einer Hand; die andere dirigierte. Ein steifer Kommiss war purterrot von seiner Mühe um eine dicke puderverblasse Dame.

In der Tanzpause streiften die paarweise spazierenden Frauen auch an dem Eckisch der beiden Muli vorbei. Es gab ein paar niedliche darunter, die vielleicht gestern noch Näherinnen, Modistinnen, Wä-

scherinnen gewesen waren, und Arthur knüpfte erst durch Blicke, dann durch Worte mit einer kleinen Mathilde aus Mecklenburg an.

Die trug über ihrem Samtkleid eine Häkelspitze. Sie nahm bescheiden ein Bier. Auf dünnem bräunlichen Hals schaukelte der Blondkopf schüchtern. Sie lugte zu Gustav hinüber, aber der hatte nur Augen für die hohen Gestalten, die vorüberschritten in vertragenen Ballroben, die Büste nackt, manchmal bis an die Brustwarze, die von Tüll verhüllt und betont wurde.

Das Aneinanderrauschen der Jupons und Röcke und der trübe Schimmer abgenutzter Seide qualte seine Phantasie, bis sich ihm die Zahl dieser braven Pflastertreterinnen vertausendfachte zu einem endlosen Reigen lauerner Lustweiber und bis die vielen Gesichter verschmolzen zu einer wächsernen und bemalten Maske: über der roten Wangenschminke schwammen die erloschnen und zugleich von Belladonna funkelnden Augen wie fahle Seen mit phosphornen Irrlichtern. Riesenohrringe aus falsch glänzendem Metall hingen schwer auf die Schultern nieder. Lässig und langsam glitten die Leiber, schleppten die Kleider.

Und plötzlich fühlte Gustav dies Schreiten und Lasten auf der eignen Brust, hohe Hacken schiefgetretener Seidenschuhe drangen ihm spitz ins Herz. Die allzu hochgehobnen Röcke legten demütigend durch seine Nerven. Jäh' schmetterndes und leise meckerndes Gelächter peitschte und staute sein Blut.

Dann wurden plötzlich alle Röcke vorn gerafft und die Beine schräg in die Höhe geworfen, nicht rasch mit Ballerinenleichtigkeit, nein, schlaff und zögernd und klaffend. Und zu diesem Cancan wurde Offenbachsche Musik gespielt, die sich aber langsam in einen schleppenden Berliner Gassenhauer verwandelte, von der Pflaume am Baume. Den sangen alle mit.

„Man fängt ja früh an“, sagte es hinter Gustav, und eine dicke Hand mit teuren Ringen lag auf seiner Schulter.

Das war Dören, der reiche Westfale, ein Freund seines Bruders. Breit und wohlwollend stand er da und neben ihm schmal und mager Herr von Schwettau, der leutselig seinen Namen sagte und sein Monotel fallen ließ.

Diese Herren nahmen die beiden Muli nebst der von so vornehmer Gesellschaft ganz eingeschüchterten Mathilde mit.

Man saß im Wagen und fuhr zunächst ins Alte Ballhaus, Jugenderinnerungen aufzufrischen, wie Dören sagte.

Dort begrüßte ihn gleich im Saaleingang eine bunte Greisin in Pagenhosen, führte an einen Sektisch und trank der kleinen Mathilde ermunternd zu.

Von Schwettau erkundigte sich höflich nach Mathildens Heimat. Da ganz in der Nähe hatte er doch mal gejagt bei einem Better. „Schöne Gegend, ja, besonders die Seen.“

„Ja, die Seen“, sagte Mathilde, und ihre wendischen Lippen wurden breit vor Heimweh.

„Schwettau, Unglücksmensch“, rief Dören. „Wir sitzen hier — also — in eitle Schlemmerei versunken und vergessen ganz, daß heut unsre Lucy Geburtstag hat.“

„Ja,“ nickte Schwettau, „wir vergessen das — ja, unsre Lucy, — das heißt, welche Lucy meinen Sie eigentlich?“

„Na, Pariser Buffet, hinten im zweiten Saal, Treulofer.“

„Ach ja, bin schon im Bilde, unsere Lucy hat Geburtstag und wir vergessen das.“

„Umarme eilig deine Zöglinge“, sagte Dören zu der Greisin, „entschuldige uns bei den Unsrigen, die Pflicht ruft.“

Man saß wieder im Wagen und fuhr die Friedrichstraße hinunter.

„Können wir da auch mit dem Mädchen hinein?“ fragte Arthur schüchtern den Dören.

„Berehrter Jüngling, in unserer Gesellschaft kann Ihre Schöne in die vornehmsten Salons der Metropole — also — vordringen.“

An ihrem Buffet verschwand Lucy ganz hinter Blumenmassen. Sie war damit überdeckt wie ein Grabstein an einem Erinnerungstage. Nur die Ringe ihrer dicken Finger und die rotgemalten Augenwinkel schienen hindurch.

Man setzte sich seitwärts neben das Buffet, um ihr wenigstens etwas Profil abzugewinnen.

Sie trank ein bißchen mit von dem Sekt. Aber sie konnte kaum noch.

Und drüben die gut angezognen, kurzgeschorenen jungen Herren hatten doch auch Anspruch auf sie.

Schon gestern nach der Vorfeier hatte sie in ihrer Küche weiße Mäuse gesehen.

Die Mixerarbeit mußte ihr Kitty abnehmen, die an ihrer Seite hantierte. Kitty wurde mit weniger Ehrfurcht und zudringlicher behandelt. Auf alle Arten von Erklärung, Dörens freundliche, Schwettaus zerstreute, Arthurs neugierig höfliche hatte sie immer dieselbe Antwort: „Ich meine, wer das wissen will, Herr.“

Ließ man sie frei, so ging sie hinüber zu den gut Angezognen, die immerzu eine vornehm trumme Haltung bewahrten. Sie waren blaß wie kleine Kinder, die zuviel Zuckerwerk gegessen haben.

Dören schimpfte über diese ‚Jugend von heute‘. „Wir — also — wir pflegten wenigstens doch zu unstrem Vergnügen zugrunde zu gehen. Aber die von heute — amüsieren sich aus Pflichtgefühl.“

„Wie heißt doch das Ding von diesem Kant?“ fragte Schwettau.

Und als man richtig auf den kategorischen Imperativ riet, brachte er zusammen: „Bummle so, daß die Norm deines Bummels allgemeines Gesetz sein könnte.“

Dann schenkte er wieder dem Gustav ein, der ganz in den Anblick einer Dame vertieft war, die allein an einem Tisch saß und durch einen Strohhalm Cocktail sog. Sie war gewiß sehr grausam und kühl.



Arthur wollte sich mit seiner Martha empfehlen, Aber die wurde ihm von den älteren Herren abgenommen, und er selbst wurde entlassen.

„Fräulein — wie war doch der werthe Name? — Kupfe. Ja, die Dame Kupfe erweist uns die Ehre, ihr das Großstadtleben zeigen zu dürfen. Und Sie wollen Sie uns entführen, Herr?“

Arthur ging. Martha schmiegte sich an Gustav. Die beiden anderen schüchternen sie noch zu sehr ein.

Man brach bald auf und begab sich zum Souper. Dören erriet, daß Martha Hunger haben mußte, und ließ ihr einen Hasenbraten kommen.

Eine Dame in viel Spitzen kam am Tisch vorbei und sagte: „Kaufst du mir nicht auch einen Hasenbraten, Dicker?“

„Kellner, bringen Sie diesem Freudenmädchen einen Hasenbraten“, bestellte Dören.

Die Dame kannte zwar die Herren gut, blieb aber doch nicht am Tisch sitzen. „Zum Hasenbraten komm ich wieder,“ sagte sie, „jetzt muß ich verdienen für meine Freundin.“

Dören bestellte sich ein Beefsteak. „Ich bin nämlich etwas angegriffen. Erstens von einer Sitzung mit fünf schwierigen Hiesigen, die der Herr Papa für seine neue Sache haben will, und zweitens von einer ver zweifelten Dame, die ich während eines kurzen Abschiedstees dreimal am Verschlucken von Sublimatpastillen verhindern mußte. Na, in diesem Sinne trinken wir noch eine Flasche.“

Martha hatte Tränen in den Augen vor Er:

griffenheit. „Wie hell es hier ist“, sagte sie immer wieder von Zeit zu Zeit.

Von ihrer eignen Geschichte gab sie nur wenig her. Sie hatte doch erst bei der Tante gewohnt und sie wäre vielleicht noch heute im Geschäft, wenn sie der eine Herr nicht immer mit in den Barentunnel genommen hätte.

Dies Lokal kannten die Herren nicht.

Ja, zum Ball hatte sie die Anita mitgenommen, die auch in dem Puzgeschäft war.

„Warum ist denn Anita nicht mehr dort.“

„Ja, sie ist doch pervers.“

„Das ist klar,“ sagte Schwettau, „wenn sie doch pervers ist.“

Es kamen noch verschiedene teuer gekleidete Damen an den Tisch und nahmen Zigaretten aus Odrens Etui, die meisten gleich zwei Stück. Sie begrüßten die Herren sehr laut und gutmütig und sahen neugierig auf Martha.

Dören erklärte, er wollte Martha lancieren; und darauf empfahl sich Gustav, da die Kleine sich immer an ihn schmiegte und er glaubte, durch längere Gegenwart ihre Karriere zu fördern.

**S**odmüde ging er am Tiergartenrand entlang, betrat dann eine der Parkalleen und kam vor einen kleinen Teich. Der erste Dämmerglanz floß durch die Zweige und spiegelte sich im Wasser. Weit in die Scheintiefe hinein langten die Äste und ein leiser Wind kerkte die Oberfläche.

Je länger Gustav hineinsah, je tiefer schienen die gespiegelten Zweige hinunter zu reichen ins Bodenlose, das in Wirklichkeit kaum einen Meter tief war. Aber er dachte: So lange ich es unendlich tief sehe, ist es unermesslich.

Solche Gedanken geleiteten ihn fort aus dem Park an das Kanalufer und auf die Brücke.

Von dem Geländer löste sich eine große Frauengestalt und schien ihm zu folgen.

Er blieb vor einem erleuchteten Schaufenster stehen, in dem gespenstische Korsetts, leer wie Skelette, mit strumpflofen Strumpfträgern nach unten lagen. Er schaute zurück. Da von der Brücke kam sie mit majestätischer Langsamkeit näher. Er erriet von fern die großzügige Gemeinheit ihres Gesichts und ihn überkam die Sehnsucht: Ach, wenn sie mich doch ansprache! Und im Weitergehen fielen ihm die häßlichen Worte ein, mit denen sie ihn ansprechen sollte.

Aber die Gefürchtete und Ersehnte beeilte sich nicht.

Die sündhafte Angst ließ sich kaum mehr aufrecht erhalten.

Er hatte seine Querstraße schon passiert. — Bis zur nächsten Ecke gehe ich noch, beschloß er. Wenn sie mich bis dahin nicht anspricht, dann soll es nicht sein.

An der Laterne blieb er stehn und sah sich um: Sie war verschwunden.

## VI

Er kam vom Museum und hatte das geneigte Profil und die gehobne Hand der attischen Jungfrau auf einer Grabstele im Sinn. Da erschien ihm im Fenster eines Restaurants ein feines Oval und ein Stück Arm in schwarzem Armel.

Er trat ein.

Das Mädchen erhob sich langsam und bat ihn mit ruhigem Ernst, Platz zu nehmen.

Sie bediente ihn mit der Würde einer kriegsgefangnen Königin und ließ sich neben ihm auf dem Divan nieder.

Er bewunderte die Biegung des niederlosen Leibes. Vorsichtig nahm er ihre Hand, und schon sank sie in seine Arme.

Melanie war wie so viele deutsche Mädchen eigentlich „etwas Besseres“.

Sie hatte in Halle eine Bildung genossen. Ihr Vater, der Offizier, war aber leichtsinnig und liebte das Jeu. Den Jugendfreund und Bräutigam hatte in Afrika das Tropenfieber „hingerafft“.

Sie werde hier nicht bleiben. Es war nur ein momentanes Unterkommen. Sie hoffte bei Gerson einen Platz zu finden.

Gustav strich andächtig an dem länglichen Rücken hin, und in einer Mischung von Rührung und Erregung war er mit sich selbst zufrieden.

Auf dem Heimweg dann — er verließ Melanie, als andre Damen aus dem Dunkel des Etablisses

ments austauschten — empfand er edel: Das wird eine wahre Liebesgeschichte — er wird irgendwo ein diskretes Zimmer mieten, dort wird er sie in seinen Armen halten, ein Weib, keine körperlose Schwärzerei, keine bezahlte Augenblickslust. Er wird das tausendmal Vorgefühlte erfahren.

— Aber er sollte doch in ein paar Wochen fort zur Universität! — Nun, er konnte sich immer noch entschließen, sein erstes Semester hier zu studieren. Den Vater würde das nur erfreuen.

Am nächsten Mittag besuchte er die neue Freundin wieder. Um diese Zeit war es am stillsten im Lokal. Sie konnten sich aussprechen.

Sie war heiterer als gestern und hatte seinen Vornamen vergessen.

Sie hielt im Schoße eine Puppe. Ihre kleine Schwester, die grad eingegnet war, hatte ihr die geschenkt, da sie selbst sie nicht mehr brauchen konnte. Als Haarband hatte die Puppe einen Schirmbezug von einem feinen Herrn, der gestern Abend hier eine gemütliche Stunde verbracht hatte.

„Du mußt auch einmal abends herkommen. Da ist's sehr nett hier, es verkehren übrigens nur bessere Herren hier.“

— Nein, er wollte nur sie. Wenn sie nur erst frei wäre! —

— Ja, um bei Gerson anzukommen, mußte man eine Kautionssumme einzahlen. Wenn sie die erst beisammen hätte. —

Am nächsten Mittag fragte Gustav, wieviel denn noch zu der Summe fehlte. Es waren ungefähr noch 70 Mark. Er hatte von seinen Primanerersparnissen 50 Mark eingesteckt, die gab er ihr.

„Das kann ich ja gar nicht annehmen“, sagte Melanie und tat das Geld in ihre Tasche.

„Den Rest bringe ich dir morgen“, entschied Gustav. Sie lehnte weinend ihr Gesicht an seine Schulter und flüsterte: „Sonntag bin ich frei. Willst du mich besuchen kommen?“

Er küßte ihre Tränen.

Sie zeigte ihm noch die Photographie des Bräutigams. Der sah energisch drein, hatte einen Mittelscheitel und Tropenuniform. Auf der Rückseite stand schräg: ‚Seinem lieben Strolch‘. — „So nannte er mich immer.“

„Das paßt eigentlich nicht zu dir.“

„Er sagte es auch nur im Scherz.“

Anderer Damen erschienen und Gustav bezahlte höflich eine Runde Liköre. Dann empfahl er sich korrekt. Melanie brachte ihn an die Tür, lag seidenweich in seinen Armen und hauchte: „Auf Morgen.“

Aber am nächsten Tag war sie nicht da. Er erfragte ihre Adresse. Es war ein nahegelegenes Hotel.

In dies ging er am Sonntag mittag. Man kannte dort ihren Namen nicht.

Unschlüssig schritt Gustav die Straße auf und ab.

Nach einer Weile sah er Melanie am Arme eines stattlichen Herrn das Hotel verlassen.

Sie stieg in eine Droschke, der Herr folgte ihr.

Er trug auf einem Auge ein Monotel, das andere schien etwas geschwollen. Seine Krawatte hatte dieselbe Farbe wie sein Hemd.

## VII

Gustav frühstückte hastig und unruhig, denn heut lag die schwere Sorge auf ihm, zum erstenmal in einer fremden Stadt ein möbliertes Zimmer zu mieten.

Eilig verließ er das Hotel, ging die Straße hinunter, die von der Bahn zur Universität führte, und blieb vor dem schwarzen Brett stehen, an dem die zu vermietenden Zimmer notiert waren. Er nahm ein neues Notizbuch vor und beschrieb die drei ersten Seiten mit allen Adressen, die im weitesten Sinne dem, was er suchte, entsprachen. Was er eigentlich wollte, das war ein geräumiges Zimmer oder lieber gleich zwei in einem reinlichen Hause, am liebsten ohne Nebenmieter, bei einer freundlichen und sorglichen Wirtin, die eine schöne Tochter haben durfte und nicht zuviel Vorurteile. Nun, dies oder diese Zimmer hatten am besten Fenster nach einem stillen Garten, daß man vom Schreibtisch ins Grüne schauen konnte. Und schließlich sollte das alles einen bescheiden Monatspreis nicht überschreiten.

Da ihm aber alle Straßennamen der Stadt noch fremd waren, so konnte er nicht wissen, welche von den vielen aufgeschriebnen Adressen einigermaßen

paßten. Daher begab er sich in eine benachbarte Papierhandlung, um einen Stadtplan zu kaufen. E

Nachdem ihm der Verkäufer verschiedne Führer für Stadt und Umgebung vergebens angeboten hatte, breitete er einen großen Plan vor ihm aus, den Gustav mit Sorge betrachtete.

„Der Herr suchen wohl ein möbliertes Zimmer?“

— Ja, da müßte er sich beeilen, dies Jahr wären sehr viele Studenten gekommen. Morgen fing das Semester an. Viele hatten schon ihre Zimmer vorbestellt. —

„Aber,“ meinte Gustav, „es sind ja noch so viele Adressen am schwarzen Brett angeschlagen.“

— Ja, das war noch von der vorigen Woche, aber er selbst hatte noch ein Zimmer frei. Es lag zwar nach dem Hof zu, dafür war es aber besonders still, und dazu die Nähe der Universität. —

Er rief dann in dem Hinterraum des Ladens nach seiner Frau: — Es wäre ein Herr Student hier, der wollte das Zimmer anschauen.

Ob es auch für das ganze Semester wäre, fragte die Frau aus dem Dunkel. Und der Verkäufer wiederholte die Frage.

Nicht ohne Mühe brachte Gustav vor, daß er es doch erst einmal ansehen müßte. Worauf die Frau Wirtin erschien und ihn durch einen dunklen Gang an schreienden Kindern, einer nach Kohl riechenden Küche und finstern Kammern vorbei in einen Raum führte, dessen eine Wand mit Familienbildern, die andere mit angestekten Ansichtskarten geschmückt



war. Auf dem Borde am Spiegel standen mehrere zackig und schüdrkkelig gebaute Vasen neben Kesten einer Rauchtischkollektion. In dem Rahmen des Spiegels sat ein japanischer Fächer. Ein guter Hirt aus Biskuitporzellan und ein St. Joseph aus Gips theilten eine Konsole.

Gustav suchte nach einem Bett und mußte sich lange danach umsehen, es stand nämlich hinter ihm gleich bei der Thür. Es war von geringem Ansehen. Und darüber hing ein Weihwassergefäß. Und weiter rechts kamen wieder Ansichtskarten.

Er war auf den ersten Blick eigentlich schon fest überzeugt, daß er diesen Raum nie würde bewohnen können. Am liebsten wäre er einfach davon gelaufen. Aber die Thüröffnung war erfüllt von der Wirtin, die stummdrohend dreinschaute. Offenbar war sie neben einem gesprächigen Gatten einsilbig geworden. Ihr Gesicht war knochig und fahl im Gegensatz zu ihrem aufgedunsnen Leibe.

Gustav zog sich nach dem Fenster hin zurück, sah sich gar nicht erst nach dem gewiß trostlosen Hof um und fragte aus der Ferne, was es denn kosten sollte.

Ob es für das ganze Semester wäre?

Diese beständig wiederholte Gegenfrage gab ihm eine Hoffnung zu entkommen, und er sagte mit einiger Energie, daß er das doch noch nicht wissen könnte.

Nun, meinte er, würde die Wirtin die Thür freigeben. Aber statt dessen erschien hinter ihr die lange Gestalt ihres Gatten und setzte wortreich auseinan-

der: Wie sie schon oft Mieter gehabt hätten, die sich nicht für das ganze Semester verpflichten wollten, wie schwer es nachher wäre, mitten im Sommer wieder einen Miets Herrn zu finden, wieviel Vorteile die Nähe der Universität böte usw.

So war's mit dieser Hoffnung nichts, und es mußte weiter gefragt werden. Da war weder bei der Frage nach Frühstück noch nach Bedienung ein Entkommen. Es war alles richtig. Auch alle Gegenstände des Bedarfs waren im Zimmer. Und das Zimmer war nicht zu klein. Schon gab der Jüngling sich verloren. Da kam ihm ein Gedanke und er fragte dreist und bang mit scharfer Stimme nach den moralischen Freiheiten des Zimmers.

Nein, das konnte die Wirtin nicht dulden und verließ ihren Posten. Der Wirt wollte vermitteln. Aber vor ihm fürchtete Gustav sich nicht, er glitt an ihm vorbei ins Dunkle und aus dem Dunkeln ins Helle.

Als er draußen auf der Straße ein paar Schritte gegangen war, merkte er, daß er den neugekauften Plan und sein Notizbuch mit dem Auszug aus den Annoncen liegen gelassen hatte. Zurück konnte er nicht mehr und mußte nun ohne Plan und Notizbuch weiter.

Als er ein Stück gegangen war, leuchtete ihm aus einer Nebenstraße die gedruckte Inschrift: „Elegant möblierte Zimmer für jede Zeitdauer“ entgegen. Die Inschrift war so deutlich und sichtbar und das Haus ganz nah. Wie bequem, dachte er, und stieg eine Treppe hoch. Da stand wieder dieselbe Inschrift.

Eine Dame öffnete ihm, die aus dem Halbdunkel stark nach derbem Parfüm duftete. Sie bat den jungen Herrn näher.

In einem bunten Salon ließ sich die Dame auf eine Divanede nieder und lud ihn ein, in einem Armstuhl ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Der junge Herr sind wohl noch fremd hier? Studierender, nicht wahr?“

Was war das für eine Art Zimmer zu vermieten?

Er gab farge Antworten und sah verloren in den hochfrisierten Haarwald der Dame.

Nun fragte sie sogar nach seinem werten Namen. Er antwortete verdrossen und sah zu Boden. Da war ihr Juppon und ihre durchbrochnen Strümpfe. An Wirtin erinnerten nur die Filzpantoffeln.

„Verzeihung, sind bei Ihnen Zimmer zu vermieten?“ brachte er schließlich vor.

„O ja, in reicher Auswahl. Wollen der junge Herr mir folgen?“

Und sie erhob sich, wiegte sich in den Hüften beim Gehen, schob eine Flügelthür auseinander und wies in den Raum.

Schräg herein stand ein Divan. Daneben war auf einer schmalen Etagère eine Stehlampe mit rotem Riesenschirm, auf der anderen Seite Blumentisch und Aufwartetisch. Mitten von der Decke aber hing ein Lampion, wie man ihn zu italienischen Nächten braucht.

„Aber da ist ja kein Bett,“ wagte Gustav.

Die Dame lächelte verschmigt, schob eine weitere

Lär in die Wände und wies in einen weiteren Raum auf ein Himmelbett mit üppiger Seidendecke.

„Das wird aber zu teuer für mich sein,“ fand Gustav.

„Nun, es braucht ja nicht für lange Zeit zu sein. Ich vermiete auch tageweise.“

Zu diesen Worten errötete Gustav und verbeugte sich, eine Entschuldigung zwischen den Zähnen. „Au revoir“ wußte die Dame zu sagen und entließ ihn.

Nun stand er wieder draußen auf der Straße. Die eine wollte ihn für das ganze Semester, die andere tageweise.

Er schüttelte sich und ging die Straße hinunter, sah vor sich auf die Pflastersteine und kümmerte sich nicht um die möblierten Zimmer, die rechts und links zu haben waren.

Was für ein gräßlicher Unsinn, dachte er, in fremde Städte zu reisen, zu irgend welchen Leuten zu gehen, die ein oder mehrere Zimmer in ihrer Wohnung frei lassen für andre, und ihnen dann in ihr Dasein hineinzuwohnen.

Dann fiel ihm sein Zimmer zu Hause ein. Aber danach hatte er kein Heimweh. Er entschied also, der Staat müßte eigentlich für die Studenten Extrahäuser bauen, wo nur Studenten wohnen dürften. Er machte große Projekte, wie die Schlaf- und Arbeitszimmer eingerichtet sein sollten, die gemeinsamen Räume, die Bibliothek. Man müßte in einer Studentenzunft sein, wie die alten Maler in Zünften lebten.

Indem er so die Welt eine Weile änderte, gelangte er an einen Gartenzaun.

Durch das Gitter schimmerte rötlicher Kies und grünes Weinlaub eines Nebengangs. Die Stäbe des Zaunes wurden im blendenden Licht gewundene Säulen. Nun wurden Sträucher sichtbar und das zwischen Beete mit Frühlingsblumen, unter denen er die hohe Iris erkannte.

Er sah nach rechts, da stand ein Landhäuschen, weiß, zwei Stockwerk hoch, die nähere Wand von einem Spalier bedeckt.

Da lief ein Kästchen, da stand ein Weidenkorb mit Schoten und Erbsen, halb unter die Bank geschoben, wie eben stehngelassen.

Das alles wurde zittrig und wundersam, weil er es durch ein Spinnennetz am Gitter sah. Er ging noch ein paar Schritt näher, stand am Tor und las: Kleines möbliertes Zimmer zu vermieten.

Ja, nun gab er das Staatsprojekt auf und schellte.

### Sonntag Morgen

Lieber Rudolf!

Mein Briefbogen liegt auf dem Fensterbrett, und beim Schreiben schaue ich über einen Obstbaum und ein paar Gemüsebeete in den Nebengang. Auf meinem kleinen Tisch steht zuviel herum. Da ist zum Schreiben kein Platz mehr.

Und unten im Garten wirtschaftet das Fräulein Loisl (Alonsta), die jüngste der drei adeligen Schwe-

stern, denen das Häuschen gehört, und die Hüterin des Gartens, zugleich die weltlichste und umgänglichste der drei. Die Schwester Martha sitzt immer im Zimmer und sticht Brokat für die Ornate des Erzbischofs, Abulgunde aber, die dritte, ist nur vornehm.

Loisl hat mich freundlich aufgefordert, mir es auf der Gartenbank bequem zu machen. Aber dann würde ich doch nur mit ihr plaudern, und das ist schwer. Die Sprache ist direkt ausländisch für unsereinen. Auch lenkt alles da unten im Garten ab; was ich eigentlich recht gern habe. So bin ich vorhin eine halbe Stunde unter den Reben gelustwandelt mit einem Reclambuch. Ich habe gar nicht gemerkt, was ich las, es glitten immer die Schatten der Weinblätter über meine Seiten.

Aber ich will dir doch von meinem Leben hier erzählen. Und nicht von einem Garten, in dem ich eben nur zur Miete herumspaziere. Du willst hören, mit was für Studenten ich verkehre.

Gestern Abend nahm mich dein Bekannter, der Philologe, mit in seinen wissenschaftlichen Verein. Es war Vortragsabend. Man tagte im Nebensaal eines großen Bierhauses. Der Vorsitzende schlug mit einem Rappier neben seinen Bierkrug auf den Tisch und eröffnete.

Das Wort erhielt ein langer Junge mit einem fleckigen Primanergesicht, in das er mit roter Hand einen Kneifer setzte. Sein Thema lautete: Dante und die Renaissance. Der Vortrag dauerte 42 Minuten

und zerfiel in den Künstler und den Menschen Dante. Letzterer zerfiel in den Patrioten und den Liebhaber. Also ganz wie in der Schule: A B und a b. Aber auch der Künstler zerfiel, und zwar in den Scholastiker und den freien Poeten. Er stand nämlich mit dem einen Fuß im Mittelalter, mit dem andern in der Neuzeit und irgendwie noch „auf der Zeiten Scheide“, wie der Herr Studiosus sich ausdrückte.

Nachdem der Redner nun noch einige Verse italienisch und übersetzt vorgetragen, rasselte wieder das Rappier. Und die fidelitas fing an. Diese gipfelte in der Bierrede des Kandidaten Schrey über die Durchzieher bei den Hindus, wobei ich von einem Nachbarn belehrt wurde, daß die Wissenschaftler sich auch schlagen, aber nur in Ernstfällen.

Es gefiel mir eigentlich besser neulich bei den Korps auf der Schloßbergterrasse. Es waren ein paar feine Jungen dabei. Sie waren recht freundlich mit mir, aber wie mit einem Neger oder Chinesen. Und ich kann doch nicht immer meinen Laufschein mit mir herumtragen und vorlegen.

So schließ ich mich denn an deine Wissenschaftler an. Aber am liebsten bin ich allein. Es ist doch wunderschön, halbe Tage lang kein Wort reden zu müssen, unbekannt herumzulaufen und irgend ein junger Student zu sein.

Weibliche Bekanntschaften habe ich auch gemacht. Am besten gefällt mir ein großes, fast weißblondes Mädchen aus Bern, die in einem kleinen Lokal auf dem Schloßberg bedient und gar nicht zu merken

scheint, daß ich nur ihretwegen in diese abgelegne Wirtschafft komme. Wir reden nichts miteinander, als: Heute ist es wieder schwül, oder: Es klärt sich auf. Und ich liebe sie sehr. Sie ist zwei Köpfe größer als ich und setzt mir von hoch oben meinen Trunk vor. Einmal suchte ich sie für die Schönheit des Münsterturmes in der Abendsonne zu interessieren. Aber das lehnte sie ab: — Sie wäre doch Protesstantin. — Was mir wieder sehr gefiel.

Dann gibt es hier ein paar Mädchen von Familie, denen wir im Stadtgarten aufwarten beim Promenadenkonzert. Eine von ihnen hat mir bei einem Abendfest am Waldsee eine Rose geschenkt. Ein gutes Mädchen, etwas dicklich. Ich soll sie mit Lektüre versorgen.

Schließlich erwähne ich noch eine nähere Landsmännin, pommerisch blond mit wendischen Backenknochen und polnisch graublauen Augen, die leider trügerisch funkeln müssen, weil sie umschminkt und behandelt sind, wie es der Beruf dieser braven Alma verlangt.

Unsere Bekanntschaft datiert von einem Abend, wo ich ein älteres Semester in eine gewisse Gasse begleitete und vor der Thür wartete, während er im Haus zu tun hatte. — Da erschien Alma. Sie kam von einem Besuch bei ihrer Cousine heim. Es war ihr Ausgangstag. Sie leistete mir vor der Thür Gesellschaft, und wir redeten von der Vaterstadt. Sie ist am Hafen geboren, ganz nah bei Papas Speichern. Sie will wieder Näherin werden wie die



Cousine. Sie wird mir dann schreiben. Wir werden dann zusammen ausgehen.

Darf ich zum Wintersemester zu dir nach München kommen, oder störe ich dir deine Kreise, lieber Rudolf? Läßt Du ihn noch lange allein herumlaufen in der Welt,

Deinen kleinen Bruder Gustav.

Juni

**A**ch, Rudi, ich muß Dir schreiben. Ich bin so glücklich. Ich habe was erlebt.

Ich stieg auf einen Berg hier in der Nähe. Und nach meiner Karte mußte ich gegen Abend beim Abstieg an eine Bahnstation kommen.

Ich war so sehr allein und ganz erregt davon. Einmal flog rechts über den Wäldern ein Vogel hoch. Ich glaube, es war ein richtiger Adler!

Und irgend wann auf der Weghöhe geriet ich in einen Seitenpfad. Ich fühlte gleich, der würde mich in die Irre führen. Aber ich mußte in ihn hinein. Meine Schritte gingen so. Und die Landstraße finde ich schon wieder, dachte ich. Aber ich kam ganz davon ab. Und gegen Abend war unter mir im Tal ein liebes Dorf. Ich stieg bergab darauf zu. Es entfernte sich im Dämmerlicht. Dann wehte ein kühler Wind. Mir wurde etwas bange. Ein Regen fing an zu tröpfeln. Es wurde immer später. Als ich gar nicht mehr wußte, woher und wohin, schlugen Hunde an in der Nähe. Da war dann ein Licht — wie im Märchen.

Ein alter Bauer sah aus dem Fenster und rief mich an. Ich fragte nach der Straße. Er kam herunter und machte mir das Gatter auf. Ins Haus ließ er mich nicht. Er gab mir seinen Knecht mit, der sollte mich ins Wirtshaus bringen. Der Weg war noch ziemlich weit. Wir redeten jeder einzelnes, was der andere nicht verstand. Der Geruch seiner Pfeife war sehr angenehm.

Der Knecht machte die Wirtshaustür auf und rief hinein. Aus der Ofenecke antwortete ein helles Stimmchen. Da oben war ein junges Wesen. Ob es saß oder stand, das konnte ich nicht sehen. Seine Arme lagen auf dem Ofendach. Die Ofen sind hier zu Land so gemacht, daß man dahinter Platz hat zum Liegen und zum Stehen. Es war was Wundervolles, das da oben, ich hatte es gleich sehr lieb. Brenele hieß es, es kam herab, gab dem Knecht und mir zu trinken, stand dabei und beschaute uns beide. Das heißt, es redete mit ihm und beschaute mich, neugierig, so ein Tier zu sehen. Da wäre ich eigentlich gern ein richtiges Tier gewesen, etwa ein Hund, dem der Kopf getraut wird. Brenele hatte immer die Arme eingestemmt und stand so vernünftig da, wie ein altes Mütterchen, obwohl es ein ganz blutjunges Ding war. Ganz braune Arme hatte es und braunen Hals und Augen wie schöne blanke Kastanien. Wenn ich irgend was sagte, mußte es gleich lachen, und ich war sehr glücklich, daß ich ihm zu lachen gab.

Der Knecht ging, und Brenele nahm eine Kerze, nicht eine gerade Wachskerze, nein, einen Talgdraht,

gedreht wie eine Wendeltreppe, und damit leuchtete es mir die Stiege hinauf. Da war eine breite niedere Kammer. Aufs Dach trommelte der Regen. Die Kerze kam auf den Schemel.

Das Mädchen stand noch eine Weile in der Thür, die Hände wieder eingestemmt, und beschaute mich weiter. Die blanken Kastanien leuchteten. Wie ein Heinzelmännchen, gutmütig und zauberhaft, stand die Kleine da. Ich fing an mich auszuziehen. Sie blieb ruhig stehn. Ich schämte mich auch gar nicht. Wie ich ins Bett glitt, lachte sie wieder über mich und war weg.

Ich schlief gleich tief ein, und als ich die Augen aufschlug, war sie wieder da und rief zum Frühstück. Nachher brachte sie mich bis ins Dorf. Wir gingen durch einen Wald. Tau rann auf ihre Wangen. Als der Wald zu Ende war, gab Brenele mir die Hand und sagte: „Behüt Gott.“

Und ich ging allein weiter. Nach ein paar Schritten sah ich mich um. Da stand sie noch immer, die Arme eingestemmt, und lachte mir nach. Ich liebte sie sehr. Im Weitergehn war mir Feld und Wiese und Dorf vertraut. Und dann im Zuge war alles Land, das vorüberglitt, wie Heimat — und ich bin noch immer glücklich davon.

Ja, das ist das Erlebnis, und am Ende findest Du nicht viel dabei und meinst, eigentlich hätte ich dem Wunderwesen etwas näher auf den Leib rücken sollen. Vielleicht hätte sie es gern gelitten. Sie wartete vielleicht darauf.

Ach Rudolf — es war doch so schön.

Ich wollte Dir eigentlich von der Fronleichnamsfeyer im Münster erzählen, von der Prozession durch die alten Gassen bis zu den Thoren, dann von unsrer Nachmittagswanderung durch die Glottersalbdörfer, wo die Bauern für das Fest ihre bunten Heiligenbilder vor die Thüren gehängt und gestellt hatten. Aber wir sind dann in jedem Dorf eingekehrt und haben Wein getrunken — davon ist mir das Ganze etwas verschwommen.

Aus dem Dämmer ragen immer wieder Turmspitze und Maßwerk und Dachtraufen des Münsters glitzernd wie im Mittagsdunst heraus. Dieser Dom überragt einem hier das ganze Dasein. Es ist, als ob er größer wäre als die Stadt. Am liebsten habe ich ihn an Markttagen, wenn sich hundert Buden winzig an seine Mauern schmiegen mit Eispferwaren, Kohlköpfen, Brezeln. Und die Bäuerinnen gehn ein und aus in bunter Tracht. Und die Studentlein spazieren entlang in Wicks, um den kleinen Land- und Stadtmädchen zu imponieren.

Ob ich meine Kollegs besuche? Keine Sorge, Herr Bruder. Ich bin pedantisch ordentlich noch, bin ja kaum aus der Schule, werde Dir ein halbes Duzend vollgeschriebne Hefte mit römischem Recht, römischer und deutscher Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie, Nationalökonomie vorweisen. Meine Hörsäle liegen alle an dem liebverwachsenen Klostergarten der Universität, und in der Pause kann man da

unter Bäumen sitzen und spazieren. Davon wird das moralische Minimum, wie ein gelehrter Herr das Recht genannt hat, erträglich.

## VIII

Er ritt zum letztenmal aus, auf einem zahmen Gaul, der gewohnt war, die Reitschüler im Schritt zur Stadt hinauszutragen, hinter der Brücke zu traben und am Anfang der Waldallee anzugaloppieren.

Auf der holprigen Gasse und unterm alten Stadttor mutete ihn sein eignes Reitwesen ganz mannhaft an. Er sah rechts und links in Fenster und Gesichter und konnte seinen Gedanken nachhängen. Dann beim Traben hatte er vollauf damit zu tun, sich im Sattel zu heben und zu senken, ohne die Bügel zu weit zurückrutschen zu lassen. Er machte es korrekt. Aber Weg und Wiese glitten unbemerkt an ihm vorbei. Beim Galoppieren kam es darauf an, über das Rechts und Links mit dem Pferde einig zu sein; was denn auch gelang.

Auf dem Heimritt aber dachte er: Ich bin doch kein Reitersmann. Ich reite zur Niete und werde diese Übung möglichst auch im nächsten Semester fortsetzen. Es ist gesund. Aber glücklich müssen die sein, die auf dem Lande aufgewachsen als Buben schon mitreiten dürfen, wenn die Pferde in die Schwemme getrieben werden, und später das Jentaurenglück des gebornen Reiters erfahren.

Dann erinnerte er sich, daß in der Reitbahn einige Schüler waren, die bei den ersten Übungen oft vom Pferde herunterfielen und es nachher doch zu einer ganz stattlichen Reittüchtigkeit brachten. Er war nie gefallen.

Gegen Abend ging er, sich von seinem Fechtlehrer zu verabschieden. Das war nicht der Universitätsfechtmeister; bei dem hatte er nicht mehr ankommen können. Sein Lehrer war ein zugewandter Nordländer, der in einer Holzhalle unten am Fluß einige Studenten und Bürgersöhne mit Schläger, Säbel und Florett vertraut machte. Diesen schlanken jünglingshaften Mann, dessen Gesicht weißblondes Haar dicht und glatt umgab, dessen graue Augen immer gleichmäßig glanzlos waren, hatte Gustav liebgewonnen.

Zu einem richtigen Fechter bildete ihn zwar Drensens Unterricht nicht aus. Aber Gustav sah mit viel Freude die elastischen Bewegungen des magern Körpers in der fahlbraunen Jacke. Er lernte den Sinn des geringsten Kraftaufwandes verstehen, und mit diesem Verstehen kam er aus. Seine Art zuzuschauen erfreute den etwas vereinsamten, an Erfolg und Mitteln armen Drensen, und bisweilen behielt er den Schüler nach dem Unterricht da, um mit ihm zu plaudern.

Dann sah Gustav seiner Abendmahlzeit zu, die aus rohen, abgeschälten und gewaschenen Gemüsen, Brotkruste und Wasser bestand. Dieses sparsame

Diner kaute der Lehrer gründlich und langsam und unterbrach es von Zeit zu Zeit mit Erläuterungen. Er tadelte die Menschheit, die mit Kochen und Braten die wohlgewachsne Nahrung auslaugte und entkräftete und durch Zutat von Saucen und Salzen die reinen Säfte verdürbe.

Nie verließ er seine stille Halle, um in Gasthäusern den Dunst von Fleisch und Alkohol einzuatmen. Er machte gern einsame Gänge am Wasser entlang, und bei seiner Lebensweise war es ihm ein Leichtes, stundenlang ohne Unterbrechung und ohne Mahlzeit durch die Nacht zu wandern. Er brauchte nur wenig Schlaf und konnte den zu jeder beliebigen Tag- und Nachtzeit auf dem einfachsten Lager finden.

„Krank werden ist eine Schuld,“ sagte er, „und Sterben eine Willensschwäche. Wir müssen uns von all den falschen Gewohnheiten befreien, um wieder gottähnlich zu werden und unsterblich.“

In solchen Worten gab es allerlei, was Gustav phantastisch oder auch allzu einfach vorkam. Er hätte wohl Einwände gehabt, aber er zog es vor, zuzuhören. Es stimmte auch alles so gut zusammen, die fahle Halle, das fahle Gelb der Sportsjackete und der getünchten Wände und das Unapprobierte, Unstaatliche von Drensens Lehrberuf. Seine Schlafmatratze lag unter einer Luke, durch die man nachts die Sterne sehen konnte.

Heute am letzten Abend blieb Gustav wieder etwas länger bei dem Lehrer. Und der kam seltsamerweise statt auf Naturheilmethode, Nahrung oder

Gymnastik, auf die Liebe zu sprechen. Davon erwartete Gustav sich nichts Gutes, er fürchtete vegetarische Rezepte gegen die Wollust. Da er aber schon soviel Welterfahrung besaß, um zu wissen, daß man Propheten, große wie kleine, ausreden lassen soll, so hörte er geduldig zu, und Drensen brachte etwas ganz andres vor, als er erwartet hatte.

„Alle Tiere,“ sagte er, „haben ihre Brunstzeit, nur die Menschheit pflegt zu allen Jahreszeiten der Liebe. Daher ist unsere Liebe auch so matt und zerstreut geworden. Und wenn es nicht die bekannten sozialen und gesundheitlichen Gefahren gäbe, dann wäre sie am Ende schon ein Gesellschaftsspiel. Im Frühling sollten wir scheuen flüchtigen Mägden nachgehn und rauben statt zu bitten.“

„Wie ist es dann aber mit der Gottähnlichkeit?“ konnte Gustav nicht umhin, einzuwenden.

„Ach lieber junger Freund, glauben Sie mir, ein röhrender Hirsch ist immer noch viel gottähnlicher als ein lüstern wartender Bräutigam.“

Auf dem Heimweg dachte Gustav: Ein seltsames Tier ist der Mensch. Er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, auf den Hinterbeinen zu spazieren, und davon sind alle Sinne vom Boden fortgerückt und das Gehirn ist in eine falsche Lage gekommen. Wir haben Freiheit zu allerlei Gedanken, und Drensens Natursucht ist am Ende die entfernteste und abstrakteste Gedankenfreiheit. Ich möchte eigentlich lieber ein Schicksal haben als soviel Freiheit.

Im Weitersinnen kam es ihm zum Bewußtsein,



daß er kein besonderes Talent zum Philosophieren hatte, was er ja schon als Knabe erfahren. Und in einer Art Gebet hat er den stillen Gott, dem er diese Abendstunde heilig fühlte, um Anteil an der wirklichen Welt, um eine Stätte, eine Aufgabe, ein Leben.

## IX

Am andern Morgen verließ er die Stadt und trat eine Schweizer Reise an. Im Coupé schließ er ein paar Minuten ein: da hörte er ganz deutlich und nahe das Rauschen der vielen alten Brunnen. Und das blieb dann als Sinnbild dieses Frühlings und dieses Aufenthaltes in seiner Erinnerung: immer weiter rauschende Brunnen und Vergessenheit und Glück ohne Grund.

Als er in Basel ankam, fand er alle Hotels an der Bahn besetzt. Er ging lange Avenuen und Straßen voll Schokoladen und Leckerliplakaten stadteinwärts, fand auch die kleineren Gasthäuser überfüllt, und als er einmal verwundert fragte, was denn in Basel Außerordentliches zu sehen wäre, daß so viel Fremde kämen, sagte eine ehrenfeste Wirtin: „Ja, das sind doch die Herren Zionisten. Ist der Herr nicht auch Zionist?“

Schließlich fand er in einem kleinen Gasthaus — es hieß „zum Charon“ — ein Zimmerchen, in dem er eine Weile darüber nachdachte, ob er ein Zionist wäre oder nicht. Da er nun einmal hierhergeraten

war, so beschloß er, immerhin den Kongreß zu besuchen. Er kam noch gerade zu einer Nachmittags-  
sitzung zurecht.

Unter den vielen versammelten Stammesgenossen fielen ihm zwei Typen auf, die in mehreren seltsamen Individuen von der Masse der üblichen runden und spizen Schädel abstachen. Die einen sahen aus wie Stiche und Daguerrotypien begabter politisch interessierter Jünglinge und Männer aus den vierziger Jahren. In Familienalben gab es bisweilen solch einen bedeutenderen Großonkel, von dem die Angehörigen zu rühmen wußten, daß er im Frankfurter Parlament eine Rolle gespielt hatte oder mit Lassalle oder Marx befreundet gewesen war. Zu diesen Köpfen gehörten eigentlich altfränkische breite Krawatten. Ihre moderne Tracht störte sein Auge.

Die andre Menschenart war ihm ganz neu: abgekehrte Gesichter, in denen die schmale Nase zwischen den Seitenlocken schmerzhaft vorragte, die Augen tief lagen und die Stirn voll Falten war über angestrengt hochgezogenen Brauen. Diese blaffen Köpfe mit meist rötlichblondem Haar ragten aus rabbinischen Raftanen. Sie mochten wohl aus ziemlich fernem Galizien und Rußland kommen. Ihr Anteil an dem Vortrag des Redners interessierte ihn besonders: zu jeder Nuance hatten sie eine billigende oder abwehrende Miene. Sie schienen unter irgend was Unhebräischem, mindestens Untalmudischen der Rede zu leiden, auf die Gustav sich nun zu konzentrieren bemühte.

Der Sprecher, ein berühmter Führer der Bewegung, trug genau den Kopf, den Gustavs Phantasie immer dem Moloch gegeben hatte: glühend karthagisch, Locken wie aus Bronze, Augen wie eingelagte Steine, schlürfende, schleudernde Lippen. Er hatte den Vorschlag einer europäischen Regierung zu vertreten, die heimatlosen Juden einstweilen in Afrika anzusiedeln, bis sie nach Zion heim konnten. Er beklagte es, nichts Besseres anzubieten zu haben, wollte aber wenigstens eine Untersuchungskommission wählen lassen, die dieses provisorische Zion besuchen sollte. Man merkte seinem mühsam strengen Ton an, wie stark er den Widerstand der echten Zionisten fühlte. Aber es schien seine Pflicht, den Antrag vorzubringen.

Es wurde abgestimmt, Hände wurden emporgeworfen, Stimmen gesammelt. Viele sprangen rechts und links von Gustav auf. Und durch die bewegte Menge tönte plötzlich, erst scharf von wenigen angehoben, dann breit von vielen mitgesungen, ein fremdartiges und fremdsprachiges Lied. Und Gustav sah, wie eine ganze Reihe Kastane und Röcke zu den Saalausgängen drängte. Durch das Geschiebe der Gestalten bligten weiße Blicke des Entsetzens und Abscheus.

Noch ehe er ganz begriffen hatte, was eigentlich vorging, war seine Sympathie bei diesen Protestierenden. Ihre heftigen Bewegungen gefielen ihm wohl: das war nicht die verkümmerte Ghettogebärde; das gemahnte an Zeiten und Welten, in denen man Haar

und Bart austaufte, Asche aufs Haupt streute und sich an die Brust schlug.

In der Vorhalle betrachtete er einen blassen rothaarigen Rabbiner, der abseits stand und vor sich hinmurmelte. Er wäre gern zu ihm getreten, sich von ihm belehren zu lassen. Aber die strenge Schönsheit des Fremden schüchterte ihn ein.

Nachdenklich ging er hinaus auf eine breite heiße Straße und hinunter zum Fluß. Auf der Rheinbrücke überlegte er, ob er bleiben oder gleich weiterreisen sollte ins Berner Oberland. Er war doch wegen der Alpen in die Schweiz gekommen. Aber noch hatte er keine Reiselust.

Er geriet in eine schmale Gasse, die abwärts führte, und blieb vor einem Spezereiladen stehen, in dessen Fenster ein Goldfischbassin zu sehen war und darüber auf einem Brett Holzspielzeug, Spagatrollen und Gläser voll bunter Bonbons.

„Wenn ich ein kleiner Bube wäre, könnte ich jetzt da hineingehn, dachte er, und mir für zehn Pfennige was kaufen. Warum bin ich denn erwachsen? Und seit wann?“

Und wieder besah er das liebe Allerlei der Auslage. Da waren noch Rudeln, gezackte und runde, neben Kinderbällen und Luchproben, und weiter Behälter mit Lindenblütentee und Kamillen und Korinthen.

Als Kind wurde man in solch einen Laden geschickt, und da stand dann eine gute alte Frau im Umschlagetuch, die gab einem zu dem, was man einholen mußte,

abendrein ein strogendes Bonbon oder schwarze Lakritze oder ein Stück von dem schotenförmigen Johannisbrot, das eine so überraschende Folge von fassen und reizenden Geschmácken bietet.

Entschlossen ging Gustav in den Laden, kaufte Bonbons und wanderte mit seiner Düte glücklich durch die winkligen Gassen weiter.

Abends speiste er auf einer Terrasse überm Rhein, sah auf die Häuser und Gärten drüben am Ufer und dachte an alles andre als an Zion.

Da hörte er am Nebentisch ein paar Herren von einer Versammlung der Strenggläubigen sprechen, die spät in einem kleinen Gasthaus stattfinden sollte.

Da wird gewiß der blasse Rabbi von heut mittag sein, meinte er. Den wollte er gern noch einmal sehn, vielleicht mit ihm reden.

Er fand die Státte: ein kahles Wirtszimmer voller Schwarzbrot und Kastane. Er nahm seinen Hut ab, wofür er böse Blicke von den Nachbarn bekam. Da tat er ihn schnell wieder auf. Alle Männer umher hatten die Köpfe bedeckt.

Ein Arzt aus Kischinew stand auf dem Podium und sprach von dem Pogrom, dessen Erwáhnung auf dem Kongreß unterdrückt wurde. Er schilderte in dem altertümlichen Deutsch der russischen Juden den Mord der Männer, die Schándung der Frauen, das Schlachten der Kinder. Er begleitete seinen Vortrag mit eindringlich beschreibenden Gesten. Gustav versuchte teilzunehmen und mitzufühlen, aber er war nur entsetzt und befremdet.

Er sah umher, ob er nicht irgendwo den Rabbi entdeckte, aber vergebens. — Wäre er hier, wäre ich neben ihm, vielleicht würde ich das alles mit erleben, die gemeinsame Sache würde auch meine Sache werden. O, dieser magre Asketenkopf mit den brennenden Locken und Augen war so schön, schöner als der Traum-Christus damals auf der Vorstadtwiese, wirklicher! Ich bin ein Schüler. Ich brauche einen Meister. Er würde mich lehren. Mit ihm würde ich vielleicht nach Zion reisen, statt morgen ins Berner Oberland. —

Er ging traurig fort und heim. Es war doch schrecklich, daß er nirgends hingehörte, daß ihm „die ganze Welt offen lag“, wie die Leute sagten.

Im Einschlafen fiel ihm wieder die winklige Gasse vom Nachmittag ein und der glückhafte Kramladen und dazu Kinderreime aus dem Wunderhorn.

Morgens überraschte es ihn, daß er weder in seinem Berliner Bett, noch im Freiburger Gartenzimmer aufwachte, sondern im „Charon“.

Mit einmal hatte er alle Lust aufs Berner Oberland verloren. Und er gab die ganze Schweizertour auf und reiste noch am selben Tage zu seinem Vater in das Nordseebad.

# Drittes Buch

Cornelie konnte nicht länger bleiben. Sie mußte morgen früh aufstehn der Probe wegen. Aber sie wollte nicht, daß die Freunde deshalb das frohe Beisammensein unterbrächen. Rudolf verfügte, daß Gustav die Dame begleiten sollte.

Er ging neben der schönen Sängerin durch die stillen Straßen. Cornelie war ihm die liebste aus seines Bruders Freundeskreis. Die andern Frauen ließen ihn zu sehr seine Jugend fühlen, sie brachten ihre oder ihrer Freunde Meinungen heftiger und streitbarer vor als die Männer und hatten für Gustavs Art, bald stumm zuzuhören, bald jugendliche Paradoxen loszulassen, wenig Verstandnis, zumal er doch in der Künstlergesellschaft nur als Rudolfs Bruder zugelassen war.

Nur Cornelie sah ihn mit freundlicher Nachsicht an, wenn er schwieg und wenn er sprudelte. Dabei war sie freigebig mit ihrem eignen Anblick. Sein Auge durfte verweilen auf den kräuselnden Locken ihrer Stirn, den seidnen Wimpern, dem zierlichen Ohr und dem schweren glitzernden Ohrring. Auch die schönen mit reichem Schmuck beringten Hände entzog sie seiner Bewunderung nicht. Ihr Kleid gab einen sicheren Begriff ihrer Gestalt, ohne allzu einzelnes zu verraten. Hatten die anderen oft etwas Aufreizendes, das zu jähem Küssen und Umarmen einlod, so blieb seine höchste Sehnsucht, kindlich den Kopf in Cornelies Schoß zu legen und zu ihren Füßen zu sein.



Heut fragte sie ihn nach Rudolfs Jugend. Und Gustav erzählte von dem Puppentheater, der Laubsäge, den ersten Kompositionen.

„Hat er denn gar keine dummen Streiche gemacht?“

„Nein. Dazu war keine Zeit. Er hat immer irgend was zu basteln, zu bauen oder zu musizieren gehabt.“

„Ist er den Mädchen nachgegangen?“

„Nein. Die kamen zu ihm, sahen ihm am Klavier über die Schulter zu, drehten ihm die Notenblätter um. Er brauchte bloß von seiner Kunst aufzublicken, so war etwas Weibliches da.“

„Er ist aber doch gar nicht eitel, wie es sonst die verwöhnten Männer werden.“

„Nein, eitel ist Rudolf nicht. Das geht ihn, glaube ich, alles nicht viel an. Neulich fragte ich ihn einmal im Scherz, was er sich als Liebstes wünschte. Bildhauer möchte er sein, sagte Rudolf ernst.“

„Ihr liebt euch wohl sehr, ihr beiden Brüder?“

„Gewiß, das heißt, ich liebe ihn sehr. Ich weiß nicht, ob er viel von mir hat. Er ist nicht ganz zufrieden mit mir. Er will mich immer unter die gleichaltrigen Studenten schicken. Ich soll nicht so viel auf den Ateliers, bei den Klavieren und im Café mitherumsitzen. Aber er nimmt mich doch selbst überall hin mit.“

„Sind Sie denn gern immerzu mit Künstlern zusammen?“

„Ja, früher war ich soviel allein. Aber das kann ich jetzt gar nicht mehr gut. Wenn ich aus dem

Kolleg komme und sitze eine halbe Stunde zu Hause, so werde ich schon wieder unruhig und muß zu Rudolf oder zu seinen Freunden. Dabei habe ich ein ganzes Regal voll ungelesener Bücher.“

„Haben Sie nicht auch neben so viel Malern, Dichtern und Musikern manchmal Lust, Kunst zu treiben?“

„O nein, niemals!“ rief Gustav, „nur da sein möchte ich. Alle Bilder, die ich sehe, alle Musik, die ich höre, Theater, Gedichte machen mir nur eine Sehnsucht: wirklicher zu werden, etwas Wirkliches aus dieser Erregung zu machen, ein Fest —“

„Ein Fest? —“

„Nun ja. Nicht etwa alte Kostüme anziehen und Kokospiele spielen. Nein, aus dem Theater fort in Wälder und Gärten gehen mit vielen Freunden und Frauen. Und da sollen die Frohen und Schönen tanzen und einander umarmen. Und davon sollen auch die anderen froh und schön werden. Ach, ich kann das nicht ausdrücken. —“

Cornelie sah ihn von der Seite an: „Und am andern Morgen? Was bleibt von alledem? Man ist müde und hat sich kompromittiert.“

„Es gibt kein Morgen,“ rief Gustav leidenschaftlich, „alles ist heute. Keiner darf morgen sagen oder wissen, was heut einer sagte oder tat. Nur ein heimlicher Schimmer bleibt und eine ungewisse Glückseligkeit. Und daraus werden immer neue Feste und immer mehr Schönheit. Ach ich weiß wohl, wenn man erst weiter darüber nachdenkt, ist das alles sinnlos. Aber wozu ist denn die ganze Kunst da?“

Cornelie sah ihm nah ins Auge und sagte: „Wissen Sie, Gustel, was Ihnen fehlt? Ein liebes Mädel und weiter nichts.“

Und dann gab sie ihm ihre Hand zum Kuß, und die Haustür fiel hinter ihr zu.

**M**an war in großer Gesellschaft im Konzert und saß in Gruppen am Boden der Gallerie.

Cornelie sagte in der Pause zu Gustav: „Nun, was wird nachher? Wollen wir dann in die Wälder und schöner werden und feiern?“

Er sah geärgert zu Boden. Sie lachte hell.

Rudolf kam hinzu, und sie erzählte ihm des Bruders Aussprüche von neulich nacht. Rudolf sah sie nachdenklich an. „Vielleicht hat er recht,“ meinte er.

„Nun gut,“ sagte sie etwas scharf, „so soll er recht haben! So beweist mir, daß so etwas geht. Wißt ihr was, ihr beiden wunderlichen Buben: Vor dem letzten Satz der Sinfonie gehn wir drei weg. Die andern sind mir heute zu sad. Wir machen uns heimlich fort. Draußen ist heute vielleicht die letzte warme Herbstnacht, und Mondschein ist auch. Wollt ihr meine Kavaliere sein?“

„Sind wir Kavaliere, Herr Bruder?“ fragte Rudolf. „Sind wir nicht Knaben glatt und fein?“

Und Gustav wurde rot und aufgereggt, als ginge es in ein Abenteuer.

Cornelie schlich sich zuerst fort. Verstohlen folgten die Brüder. Sie liefen rasch die leere Wendeltreppe hinunter. An einer Kehre fiel Cornelie beinahe hin.

Rudolf fing sie noch rechtzeitig auf. Gustav eilte voran.

Vielleicht küssen sie sich schon hinter mir, dachte er im Weiterlaufen. Aber da streifte ihn das Seidenfutter des Theatermantels und Cornelia hielt ihn fest.

„Nicht so geschwind, Herr Gustel. Halten Sie mir mein Bukett, während ich mein wildgewordnes Haar wieder zusammentu.“ Er bekam den großen Rosenstrauch zu halten und kühlte sein Gesicht darin.

Wie Kinder, die sich haschen, liefen sie hintereinander her unter den Bäumen des breiten Platzes.

Der Schutzmann und ein heimkehrender Bürger sahen ihnen verwundert nach, bis sie in den Lortweg der alten Kaserne verschwanden, die gelb im Monde leuchtete.

Rudolf führte durch enge Gassen in eine kleine Weinstube. Die war fast leer. Nur am Mittelstisch spielten ein paar alte Herren Karten um einige Flaschen Mosel herum.

Im Divanest, die Blumen im Schoß, sagte Cornelia: „Ich bin recht froh mit euch, ihr Buben. Wie kommt es eigentlich, daß ihr Brüder seid? Der Rudi ist lang und mager, der Gustel ist klein und rund. Der Rudi hat braune Locken, der Gustel schwarze Kringeln. Nur die Augen schauen ähnlich drein. Ihr habt beide ein paar hungrige Augen, die einen immerfort verspeisen.“

„Mit euch zweien,“ fuhr sie fort, „möchte ich am Land leben, selbst wirtschaften, kochen, backen, flicken und nähen, die Hände in der Küche waschen, nicht

in die Probe müssen, auf der Wiese singen, so mit Rehlötten wie die Mägde, nicht studiert.“

Rudolf schenkte roten Burgunder ein und hob sein Glas. „Es lebe unsere Sommerfrische!“

„Ach, bis zum Sommer ist es noch lang,“ sagte Cornelia. „Wer weiß, wo wir dann alle sind.“

„Also wird's eine Herbstfrische,“ sagte Rudolf und gleich machte er Projekte: er kannte die Umgegend, er wußte nette Landhäuser, er wollte gleich morgen hinausfahren.

„Sie sind aber geschwind,“ brachte Cornelia fast ängstlich vor.

Als die zweite Flasche leer war, wollte Rudolf Champagner bestellen.

„Nein,“ rief Cornelia, „das ist zu programm:mäßig. Laßt uns lieber in die Nacht hinauslaufen.“

Sie kamen in den stillen Hof der alten Residenz und an den verdeckten Brunnen. Cornelia setzte sich auf den Brunnenrand, Rudolf neben sie und Gustav auf den Boden zu ihren Füßen. Er lehnte seinen Kopf an ihr Knie, und sie bedeckte sein Gesicht mit dem großen Rosenstrauch.

Rudolf und Cornelia redeten von dem herbstlichen Landhäuschen, und Gustav war glücklich unter den Rosen.

Lange saßen sie so. Dann gingen sie etwas müde durch die leere Ludwigstraße, in der ihre Schritte widerhallten. Als sie in später Nacht in den Englischen Garten kamen, wehte ein leichter Wind, der sie wieder ermunterte. Cornelia sang leise Melodien

vor sich hin. Herbstnebel lag auf den Sträuchern, aber auf die Seefläche schien der Vollmond.

„Ich möchte auch singen können,“ sagte Rudolf, „kann leider nur komponieren.“

„Ei, so machen Sie mir ein Lied. Ich will es Ihnen singen,“ sagte Cornelia.

Und sie legte ihre Arme, den linken auf Rudolfs, den rechten auf Gustavs Schulter und lehnte sich schwer und zärtlich an ihre beiden Kavaliere. Die Brüder reichten sich hinter ihr die Hände, sie zu stützen.

Alle drei waren von Wein, Sprechen und Gehen heiß und fühlten nicht die Nachtkühle. — „Sie sehen erhitzt aus, Rudolf,“ sagte Cornelia und hielt ihm das große Rosenbukett hin. Während er sein Gesicht hineinneigte, küßte sie rasch den Gustav auf die Wange. Und als der etwas erschrocken aufschaute, hielt sie ihm die Rosen hin und küßte Rudolf. So schritten sie lange Zeit langsam um den Mondsee durch die Nebelwege.

Bekam der eine die Rosen zu riechen, so wurde der andere geküßt. Aber allmählich gab es für Gustav mehr Rosen als Küsse. Und die Küsse links dauerten immer länger.

Und als der Morgenwind stärker wehte und der Horizont sich färbte, hatte Rudolf des Bruders Hand losgelassen und seinen Arm um Cornelies Taille gelegt. Und Gustavs Linke hing überflüssig neben der schönen Dame herunter.

Im Frührot kamen sie an den Aumeister. Sie wuschen sich am Brunnen.

In der Ofenecke der Stube tranken sie aus großen Henteldöpfen Milchkaffee und aßen dazu breite Butterbrotsschnitten. Davon wurden sie wieder schläftig. Cornelle lehnte sich an Rudolfs Schulter und nahm Gustavs Kopf in ihren Arm.

Der Kleine fühlte Tränen hochkommen, und damit man die nicht sehen sollte, schloß er die Augen und schlief ein.

Als er aufwachte, lag sein Kopf nicht mehr in weichem Arm, sondern auf harter Tischplatte. Er richtete sich auf und sah draußen im Licht die beiden umschlungen gehen.

Eine Stunde später fanden sie in der Vorstadt einen Wagen und fuhren erst Cornelle heim. Es war schon Leben in den Straßen, als sie ausstieg. Die Brüder fuhren dann allein weiter, aber nicht zu Rudolf, sondern tiefer in die Stadt. Sie hielten im „Thal“ vor einem schmalen Haus mit altertümlichen Holzbalken, das zwischen größeren steinernen Nachbarn eingeklemmt war.

Auf der Stiege sagte Rudolf dem Bruder kurz Bescheid: hier wohnte ein kleines Mädchen, das heut nacht auf ihn gewartet hatte. Sie war lieb und nett. Aber er war begreiflicherweise nicht aufgelegt, dem guten Kind den heutigen Sonntag zu widmen. Er mußte über Land, die Herbstfrische suchen. — „Beschäftige du die Kleine, bitte. Du mußt mal so etwas kennen lernen.“

Sie standen vor der Thür, an der in einem Rah-

men Monogramme ausgestellt waren. Auf ihr Schellen kamen Hausschuhe geschlichen, ein Auge schaute durch das Guckloch, und leise wurde aufgemacht.

„Ich bin es, Annie,“ sagte Rudolf, „und das ist mein Bruder Gustav. Ich konnte gestern abend nicht abkommen und heute habe ich den ganzen Tag zu tun. Gustav wird sich ein Vergnügen daraus machen, den Sonntag mit dir zu verbringen.“

Sie traten in ein Stübchen, das nach blankgescheuertem Holz und Morgensonne roch. Auf Tisch und Bett lag Handarbeit. Rudolf wollte sich nicht erst setzen. Er küßte Annie auf beide Wangen. Gustav sah, daß sie verweinte Augen hatte. Beim Abschied sagte sie: „Komm bald wieder.“

Aber als die Tür zugefallen war, hockte sie sich auf einen Schemel, tat die Handrücken an die nassen Augen und jammerte: „Der kommt nimmer zu mir.“

Gustav legte ihr den Arm auf die Schulter. Sie schluchzte nur heftiger. Er klopfte ihr sanft den Rücken. Und als das auch nichts half, trat er an den Tisch und bewunderte liebenswürdig die schön gestickten Monogramme.

Sie hob den Kopf, behielt die Hände an den Augen und ließ die Zeigefinger auf die Stickerei zeigen. — „Die mit dem großen R habe ich heut nacht für Rudolf gemacht, als ich so Zeitlang hatte. Er hat sie nicht einmal angesehen.“

Der Tröster merkte, daß hier in der Stube schwer zu trösten war, und schlug einen Spaziergang vor.



Sie gingen über die Brücke in die Isaranlagen. Gustav war froh, als sie eine Bank fanden, wo er ein wenig ausruhn konnte. Er streichelte schläfrig ihre braune Hand mit den harten Fingerkuppen und versuchte allerlei Gespräch. Dabei schlief er beinahe ein. Da wurde sie munter und erzählte von einer Freundin, die „es arg trieb“ und sich „viel leichter tate“, als eine wie sie, die immer arbeite.

„Nun wollen wir essen gehen,“ sagte Gustav.

In einem großen Biersaal der Kauffingerstraße reichte er der Annie die Karte zum Auswählen und bestellte für sich einen Rostbraten.

Sie zeigte dem Kellner eine Stelle des Blattes. Und nach einer Weile kam der mit einem kuriosen Ragout, an dem sie mit spitzer Gabel stocherte und lange Zähne machte.

„Was haben Sie sich da bestellt, Annie?“

„Saure Nieren.“

„Ja, essen Sie die so gern?“

„Nicht gerade extra, aber —“

„Aber?“

„Aber ich wollte nicht, daß der Herr sich Ausgaben macht, wo wir uns doch kaum kennen.“ — Sie fing wieder an zu weinen. Gustav sah in die Karte. Saure Nieren, das war allerdings die billigste Speise. Ach Elend! dachte er, und bestellte ihr auch einen Rostbraten.

Sie wollten dann zur Oktoberwiese hinausgehen. Aber am Tor trafen sie ihre Freundin, die es arg trieb. Die hatte der Annie Wichtiges mitzutheilen.

Gustav stand abseits. — Nun würde am Ende die Annie mit der andern gehen und auch arg werden. Das war dann seine Schuld. Er mußte sie halten.

Als sie wieder zu ihm trat, fragte er: „Wollen Sie mit Ihrer Freundin gehen?“

„Ja, wenn es der Herr gestattet.“

„Aber ist es nicht besser, Sie bleiben lieber mit mir? Nachher machen Sie es auch wie die Freundin.“

„Was liegt daran?“ sagte die Annie und gab ihm die Hand.

— Ja, was lag daran? Aus dem großen gemeinsamen Rosenfest war ja auch nichts geworden als eine vernünftige Liebesaffäre. Was lag daran und an vielem andern?

Es kam eine stille Zeit für Gustav. Er fing an, die vielen Bücher auf seinem Regal zu lesen und war manchen Abend allein.

Die Sonntage verbrachte er bei Rudolf und Cornelia in der Herbstfrische. Beide waren sehr lieb zu ihm, und Rudolf sagte einmal: „Eigentlich hat Gustav unser Glück geschmiedet.“

Und wenn Cornelia in seiner Gegenwart ihren Rudi küßte, dann streckte sie eine Hand nach ihrem Gustel aus. Und manchmal küßte er diese Hand und war glücklich mit den Glücklichen.

Zu seinem Geburtstag — es war der erste richtige Wintertag — kam vom Vater aus Berlin eine Flasche Champagner, und um die herum hatte Fräulein Brömel Delikatessen und Leckereien gepackt.

Rudolf kam morgens zu ihm.

„Wollen wir den Champagner aufmachen?“ fragte Gustav.

„Nein,“ sagte der Ältere, „wir wollen einen schönen Spaziergang auf die Berge unternehmen und deinen Geburtstagswein oben im Schnee fühlen.“

Mittags zogen die drei an die Bahn, Cornelia in einem dicken graugrünen Kleid, dessen derbe Formen und Falten ihre Gestalt nur noch zierlicher erscheinen ließen, Rudolf in Loden und Wadenstrümpfen, Gustav, der noch nicht für Sport equipmentspiert war, erschien ziemlich zusammengestellt: die Hose des alten Schulanzugs trug er und eine dicke grüne Joppe, die ihm etwas zu kurz war, was die beiden andern erheiterte.

Der Zug fuhr langsam mit viel Aufenthalt auf die grünen Bergmassen mit den weißen Furchen und Spizen zu.

In Rosenheim stiegen sie aus. Auf der Bahntreppe machte ein Kind mit einem altertümlichen Manschettenbukett einen Knicks vor Cornelia. Gustav kaufte das Edelweiß und trug es zierlich vor der Dame her.

„Er trägt sein Bukett wie ein Kind, das dem Dunkel ein Geburtstagsgedicht auffagen soll“, bemerkte Cornelia.

Man hatte Zeit in der kahlen Allee bei der Bahn ein wenig auf und ab zu spazieren. Dann ging die Fahrt weiter bis Oberaudorf.

Dort begann der Aufstieg über krusigen Boden,

vorbei an verlassnen Almen und angelehnten halbgefrorenen Gattern.

Als die Sonne tief stand, glitten noch Tannen schattenhaft blau vorüber. Sie kamen an das letzte Bauernhaus. Am Fenster saß ein wunderschönes Mädchen und spann an einem richtigen Spinnrad Flachs. Ein später Sonnenstrahl umrandete ihre Schultern und die magern Hände mit einem Goldstreifen, wie er auf bunten Kirchenfenstern die heiligen Gestalten einfaßt.

Der Weg stieg steiler. Schneeflocken fielen. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Und im Dunkeln wußte Rudolf nicht recht, wie weit man noch von der Hütte war. Er schritt mit großen, vom Rebel eingeschluckten Bewegungen suchend voraus.

Gustav ging hinter Cornelia her; bisweilen sah sie sich nach ihm um. Und als der Schnee heftiger fiel, knöpfte sie ihm mit mütterlicher Fürsorge den Kragen seiner Joppe hoch; das machte ihn einen Augenblick sehr glücklich.

Endlich flimmerte durch die Schneenacht ein Licht, lieb heimlich, wie das im Sommer im Schwarzwald. Und bald standen die drei Wandrer vor dem Berghaus.

Am Ofen zogen sie die nassen Stiefel ab und spazierten in weiten Pantoffeln herum. Cornelia ging hinauf zu den Mägden und kam in einem ländlichen Niederrock zurück. Sie setzte sich auf die Ofenbank. Die Magd hing Cornelies Kleid auf eine Leine über den Herd.

Gustav sah ganz versunken zu, wie die Klumpen-  
gestalt des Rodes sich lockerte und faltete und wie  
der Schnee in dicken Tropfen auf den Herd fiel und  
zischend verdampfte. Er wachte erst aus seiner Er-  
starrung auf, als Rudolf mit der Champagner-  
flasche kam, die er draußen im Schnee gefühlt hatte.

Nach dem Essen lag Cornelia mit dem Kopf auf  
Rudolfs, mit den Füßen auf Gustavs Schoß in  
glückseliger rotwangiger Müdigkeit.

„Wie geht es dem Geburtstagskind?“ fragte sie.

„Ich wollte, man könnte draußen im weichfal-  
lenden, lullenden Schnee schlafen“, sagte Gustav,  
der nicht wußte, wovon er wieder einmal so tot-  
traurig war.

Später im Einschlafen hörte er die beiden noch  
flüstern in der Kammer nebenan.

Am Morgen begab man sich auf die Bergspitze,  
suchte erst ordentlich, wo der Benediger und wo der  
Ortler lag, und schaute dann in das graue Geflüßt  
des Wilden Kaisers, das von auftauchenden Rebellen  
immer wieder zerrissen und neu aufgebaut wurde.

## II

Berlin, 2. Januar

Liebe Cornelia,  
Dein liebster Rudolf sitzt am Klavier, denkt an  
dich und meint, ich sollte dir für uns beide schrei-  
ben. Er ist ja kein Brieffschreiber. Das Lannengrün

aus Deinem Weihnachtspaket hebt er brav auf in einer Schublade, nach der er von seinem Bett aus langen kann.

Wir schlafen beide in einem großen Fremdenzimmer, in das die alte Haushälterin alle Gegenstände getan hat, die nicht auf der Höhe des fortgeschrittenen Zeitgeschmacks sind. Der Vater ist nämlich wieder umgezogen noch weiter nach Westen, wie das hier üblich ist, in ein modernes Haus, und da mußte er viele Neuanschaffungen machen, um dem Stil der Räume gerecht zu werden.

So finde ich mich hier in unserm Zimmer wie in einer lieben Kumpelkammer, umgeben von lauter altvertrauten Dingen. Im Türwinkel steht die altmodische schwarze Wanduhr. Auf einer Konsole hocken die beiden Porzellanchinesen, und ich stoße von Zeit zu Zeit ihre Köpfe an, damit sie nicken und die Zungen herausstrecken. Über meinem Bett hängen ein paar Teller, in die italienische Knabeköpfe von großer Süße eingebrannt sind. Über Rudolfs Bett sagt auf einem Stich Torquato Tasso vor den schönen Leonoren auf, und weiter rechts gebietet Mozart Stillschweigen, weil grade der junge Beethoven vorspielt. Bach und Händel stehen in etwas brüchigem Gips auf dem Bord zwischen den Fenstern.

Rudolf sitzt den halben Tag am Klavier und mag nicht ausgehn. Auch mir sind die Spaziergänge etwas verleidet, weil sich hier alles so schnell ändert, daß man nur wenig Stätten wiederfindet, die man als Kind liebte.

Auf meinem alten Schulweg wird eine Untergrundbahn angelegt und die Avenue ist aufgerissen und entstellt. Aus dem ganzen Viertel, in dem ich als Kind lebte, ist die Seele weggerückt. Möblierte Zimmer sind dort zu vermieten auf jede Zeitdauer.

Auch im Tiergarten finde ich meine alten Wege nicht mehr. Er ist ausgeholzt, freigelegt, und in dieser neuen vermutlich übersichtlicheren Ordnung verirre ich mich immer.

Den Spielplatz fand ich neulich doch noch mit dem braven härtigen Apollo. Aber ganz leer war es da. Die Kinder spielen jetzt wohl anderswo.

Eine neue Großstadtattraktion bilden die Kabarets. Und die Freunde Dören und von Schwettau, von denen ich Dir wohl erzählt habe, hielten es für angebracht, uns das zu zeigen.

Sie führten uns nach einem dekorierten Raum, wo es scharf nach billigem Sekt roch. „Die Besucher“, versicherte uns Dören, „leiden hier sehr unter dem Weinzwang, und darum soll demnächst ein Bierkabarett eingerichtet werden für die mittlere Klasse.“

Ein eleganter Conférencier kam und ging mit einem Blumentopf und ermunterte die armen Bürgerleute zum Trinken. Und dann beschimpfte er sie noch, und sie saßen da und litten, weil es sich schickt und alles doch nur witzig gemeint ist.

Es erschien ein fatter Mann mit nächtlichen geschwollenen Backen und trug, ohne mit der Wimper zu zucken, verächtlich eine Satire auf Berlin W vor. Und die Einwohner dieses Stadtteils hielten still

und lachten wehleidig und ließen sich schlecht behandeln. Starr saßen sie da im Weinzwang. Manche waren gewiß schon recht müde, denn das Kabaret fängt erst spät an und die Arbeit am nächsten Morgen früh.

Dann trat ein weichgliedriger blonder Sänger auf mit einer Laute. Und obwohl er von Prinzessinnen und Gräfinnen sang, so wußten unsre Nachbarn doch, daß er mehr Glück bei Grafen hatte.

Eine grüngekleidete Dame, wie eine Korsett-  
reklame gewachsen, brachte Lieder des begleitenden Pianisten zum Vortrag. Sie nickte Schwettau und Dören zu und kam nachher an unsern Tisch, wo sie ebensoviel Linie beibehielt wie auf der Bühne.

Inzwischen holte ein dicker alter Kammer-  
sänger mächtig Atem zu dem vielen Forte und Piano des bekannten Liedes: „Ich kam vom Berge hernieder“. Und die grüne Sängerin versicherte uns, daß der unglückliche Greis früher eine berühmte Stimme gehabt, aber leider in der Monotonie einer kleinen Residenzstadt zuviel getrunken habe.

Wir wollten noch den komischen Sachsen abwarten, aber als nun eine Dame sang: „Kind, du riechst so schön“, da wurde es Schwettau unbehaglich, und er bestand darauf, aufzubrechen.

Da ihr alle Wert darauf legt, daß ich kleine Mädchen kennen lernen soll, begleitete ich neulich einen Schulfreund in ein Tanzlokal im Grunewald, — keines von den schlimmen. Bewahre! Er war doch



mit seiner kleinen Freundin, die tagsüber in einem besseren Geschäft ist.

Sie heißt Else und er nannte sie meist „Baby“, obwohl es eine durchaus erwachsene und sehr verständige Person war. Wir hatten Glück. Es war ein guter Abend. Es waren fast nur brave Mädchen da. „Bruch“ war kaum vertreten, wie meines Freundes Else sich ausdrückte.

Sie war sehr liebenswürdig mit mir und machte mich mit ihren Freundinnen bekannt. Und da besteht in dem Lokal eine sehr weise Einrichtung. Wenn man ein paarmal herumgetanzt hat, hält die Musik plötzlich ein, und die Herren haben Gelegenheit, ihre Damen im Gespräch näher kennen zu lernen und zugleich dem sammelnden Tanzmeister die Zehnpfennigtour zu bezahlen. Dann wird weiter gedreht.

In dieser Pause sagte meine Dame: „Sie sehen gar nicht aus wie hier die jungen Leute. Wo kommen Sie denn her?“ — Und sie wollte nicht glauben, daß ich in Berlin neun Jahre lang auf der Schule war. Das hat mich natürlich etwas entmutigt in meinen Unternehmungen.

Nachher verstieß ich dann noch gegen die strengen Gesetze des Ortes. Als die Musik anfing, ging ich auf eine Kleine los, die mir wohl gefiel, und verbeugte mich. „Ist doch Damenwahl“, sagte sie mit großer Geringschätzung.

Da setzte ich mich in eine Saalecke, um nur noch zuzusehn, und fand mit einmal alles sehr hübsch, die singenden Geiger, die aufrechten Studenten, die

Haarschleifen der Mädchen, ihre rotgewaschnen Hände und einen gewissen lebenslustigen und zugleich unterernährten Glanz in ihren Gesichtern, dazu den Duft von Maiglöckchenparfüm. — Schade, daß ich nicht mitzuspielen verstehe. Aber es scheint mir vorherbestimmt zu sein, nicht mitzuspielen.

Das erfuhr ich neulich bei einer andren Gelegenheit. Wir waren in einem Theater unter den Stadtbahnbogen, wo kleine Einakter aus dem Französischen gegeben werden. In einer Szene fragte man eine Dame, warum sie denn ihren Gatten betrüge, er wäre doch sehr gut zu ihr.

Ja, sagte sie, aber er heißt Gustave. Ist das ein Name, den man in der Ekstase flüstern kann?

So verbleibe ich denn einstweilen der schönen Cornélie ergebener Page Gustav.

### III

Die Brüder standen auf einer Brücke und sahen auf die Thürme von Nürnberg. Der Burgberg war rot gerandet von dem Abglanz der untergehenden Winter Sonne. Busch und Mauerwerk am Ufer verschwammen zu einer dunklen zackigen Masse.

Sie waren morgens und nachmittags in Kirchen, Rittersälen und Patrizierstuben gewesen, und manches Schöne war ihnen nur Sehenswürdigkeit geblieben. Gegen Abend wurde die alte Stadt sichtbar. Die Kirchtürme wuchsen über die Dächer, die Gassen

stiegen zur Burg hinauf und drängten sich abwärts zum Wall und zum Wasser.

Bis zum Münchner Zug war noch zwei Stunden Zeit.

Rudolf zeigte auf einen dunklen Teil der Stadtmauer. — „Dahinter gibt es seit alter Zeit etwas, was du noch nicht kennst, Gustav, komm.“

Er führte durch einen eisenbewachsenen Torbogen in eine Gasse zwischen der Mauer und schmalen alten Häusern, deren Nummern riesengroß gemalt und von innen beleuchtet waren. Sie blieben stehn, und der ältere Bruder versah den jüngeren mit Auskünften und Ratschlägen.

Gustav stieg eine helle Treppe hinauf. Als ihn aus einem Flurfenster ein altes Weib fragend ansah, wollte er erst umkehren. Dann beeilte er sich, weiter zu steigen. Die Pförtnerin nahm ihn für einen, der Bescheid wußte. Er kam an einem Vorhang und einer halböffnen Tür, durch die Licht quoll, vorbei und kletterte ins zweite Stockwerk. So fand er weder die Wirtin, noch den Empfangsraum, von dem Rudolf gesprochen hatte.

Er sah im Dämmerlicht einer Treppenlampe eine weiße Karte an einer Tür. Darauf stand: Mademoiselle Blanche. Er hörte einzelne Töne wie von einer Gitarre. Die Töne kamen nicht recht zusammen. Aber bei genauerem Hinhorchen merkte er, daß sie zu der bekannten Melodie La Paloma gehörten. Diese rührend tastenden Klänge taten ihm in all seiner Beklommenheit wohl. Er klopfte an die Tür.

La Paloma brach mitten im Satz mit einem ungewollten Akkord ab, und die Thür ging auf.

Mademoiselle Blanche wich gleich wieder zurück zu ihrem Instrument, das am Boden lag.

Gustav kniete neben das rosa Flanell des Frisiermantels. Zwei freundliche Kinderaugen sahen ihn aus einer Pudermasse an.

„Ich lerne erst“, sagte sie und zeigte auf eine Notenvorschrift, die auf dem Boden des Tonkastens lag, an dessen Saiten sie zupfte. Gustav half ihr, und sie brachten das ganze Lied einmal richtig zusammen.

Es war sehr heiß im Zimmer. Die rote Lampe brannte niedrig.

Gustav blieb noch an dem Zupfkasten, als Blanche schon aufgestanden war. Als er sich erhob, lag sie in einem schmalen Kinderbett unter einem Himmel, der ebensolche rosa Bändchen hatte wie ihr Hemd.

Ihre Schultern dufteten wie Veilchenbonbons. Ihre Finger waren kalt trotz der großen Hitze. Die Lampe schien noch niedriger zu brennen und lauter zu summen.

Gustav wollte die Hemdgestalt enger umklammern, aber er wußte seine Arme nicht recht zu brauchen. Er hatte die Augen geschlossen und fühlte sich, wie manchmal im Einschlafen, tief und tiefer gleiten. Dann zuckte es um seine Augen und in seinen Knien. Er suchte sich kindlich anzuschmiegen an eine Frauenbrust, aber Blanche war klein, und sein Kopf wühlte sich in das Kissen.

Er blieb mit geschlossnen Augen liegen, und als er dann aufschaute, hockte der rosa Frisiermantel wieder an dem Tonkasten, und einzelne Töne quollen zaubernd auf, die nicht recht zu einer Melodie zusammentamen.

#### IV

**R**udolf nahm einen Tisch in dem „Silbersaal“. Sie tranken Sekt. Es war ganz schön, still zu sitzen und in Nähe und Ferne alles Vorübergleitende hinzunehmen und weiter zu lassen. Aber mit der Zeit wurde Gustav unruhig, er wollte auch neben ausgeschnittnen Schultern gehen, Kleider streifen, lachen, geschwind und leise reden, vielleicht gar tanzen.

Er stand auf, wollte in den Tanzsaal, kam aber, mitgeschoben und um nicht drängen zu müssen, ins Treppenhaus. Vor einem Spiegel richtete eine sehr Elegante ihre Lädchen. Die viele Seide an ihr war blau wie der Bezug des Eiderdaunenkissens, auf das er als Knabe am Sonntag morgen sein Buch gelegt hatte.

Er blieb hinter ihr stehn und betrachtete die übergroßen sehr gelben Stoffblumen, die über Brust und Gürtel quollen. Er wollte diese Dekoration geschmacklos finden, wie auch den allzu rosa Puder der Schultern. An dem Puder hätte er eigentlich schon merken können, was für eine die Dame war. Vor

ihrer üppigen Erscheinung fiel ihm ein, daß er vor einer halben Stunde zu Rudolf gesagt hatte, er liebte nur die Schlanken. Und Rudolfs Lächeln hatte ihn verdrossen. Er bemühte sich, an ein Ghirlandajoporträt im Schaufenster, Cornelia in der Loge, Martha auf dem Schulweg zu denken. Aber da begegnete im Spiegel sein Blick den Augen der Üppigen, die gut-herzig ermunternd aus der Samtmaske lächelten.

Er trat also neben sie und fragte, wie sie sich un-terhielte.

„So, so, lala,“ war die Antwort, „in Nizza und Monte geht es höher her und in Wien galanter.“ — Er war ganz befangen davon, daß sie statt Monte Carlo schlechtweg Monte sagte, und eingeschüchtert von dem Anblick ihrer Lippen, die nach dem Spre-chen noch geöffnet blieben.

Sie kam gern mit an den Sektisch. Tanzen mochte sie nicht. „Es echauffiert mich so geschwind“, er-klärte sie.

Sie trank wie ein Mann und sprach von Paris und Pest.

Dann kam Rudolf hinzu mit einer schlanken Dame. Er behandelte Gustavs Blaufeldne nicht sehr gut, stritt mit ihr über die wirklich vornehmen Lokale in Paris, ja sogar über rein topographische Tatsachen. Ihre allgemeinen Anschauungen belächelte er. Sie blieb gleichmütig. Gustav wurde für sie rot. Rudolfs Dame wurde immer schöner und hoch und fern wie ein Gnadenbild.

Als dann ein älterer Herr vorüberkam und die

Blauseidne musterte, stand sie auf: Sie mußte einen alten Bekannten begrüßen, läme gleich wieder.

„Die kommt sobald nicht wieder“, sagte Rudolf.

„Warum?“

„Ja, merkst du denn nicht, was für eine das ist?“

„Ach, meinst du?“

Die helle Dame fand Gustav rührend und wollte gleich zum Trost mit ihm tanzen. Sie leitete ihn mütterlich ohne Anstoß durch die drehenden Massen. Sie legte ihm die Hände an die Schläfen, die Mittelfinger berührten seine Ohren. Er mußte ihre Taille umfassen. Der Lärm umher quoll gedämpft und wie von fern durch die gütigen Finger. Aber dann schaute sie ihm zu sehr in die Augen, und bisweilen sah sie sich um, als wollte sie die andern auf ihren Tanz mit ihm aufmerksam machen. Als der Walzer zu Ende war, lief er ihr einfach fort.

Er ging kreuz und quer durch den Saal. Vorgeschoben, zurückgestoßen, geriet er immer wo anders hin, als er wollte.

Er wurde etwas müde, war froh, als er ins Treppenhaus kam, und von da stieg er hinauf bis in die zweite Galerie. Da war es still. Er sah über das Geländer hinunter. Von ferne war das Durcheinander der lichten bunten Dominos und schwarzen Fräcke anzusehen wie ein schwarz-samtner Schmetterling mit schillernden Tupfen. Ihm war wohl. Hier blieb er gern.

„Der ist heute aber melancholisch“, sagte es plötzlich neben ihm.

Er sah ein rundes Köpfschen und braune Zöpfe darum gelegt und keinen Redoutenhut drauf, sondern einen Blumenkranz.

„Dich habe ich oft im Café gesehen, kleiner Behrendt. Du machst immer so große Augen und eine Karpfenschnute.“

Gustav wurde verlegen und wußte nichts zu sagen. Aber sie hatte sich schon eingehängt und führte ihn an einen Tisch im Hintergrund, wo noch mehr solche Mädchen mit Kränzen waren. Ein bartloser Mann, braun wie ein Mulatte, mit Stirnfalten und ernster Miene, spielte auf einer Mundharmonika. Die andern tanzten um ihn herum.

Sie tanzten nicht Walzer noch Polka, sondern eine Art Reigen. Bald umschlungen, bald einzeln, drehen und schritten die Mädchen mit viel schwankenden Armbewegungen und wiegten Kopf und Rumpf hin und her. Jede dachte sich etwas andres aus zu der Musik, und alle lächelten in die Luft.

Als der Pfeifer einhielt, wurde ihm Gustav vorgestellt. Und der Bräunliche sagte mit Waldgottswürde: „Du kommst zwar von den Leiern und Harfen der Apollinischen, aber vielleicht gefällt es dir doch bei der Pansflöte.“

Dem Gustav fiel Gelesnes und Gehörtes ein, er wußte es aber nicht zu verwerten. Er nickte nur bejahend und bekam eine Einladung zu einem Künstlerfest und ein Glas Chianti.

Dann stand er noch ein Weilchen hinter dem Stuhl der braungezöpften Tila und benutzte schließ-



lich einen unbeobachteten Augenblick, um sich heimlich davon zu machen.

Unten im Tanzsaal furrte ihm der Schädel von Sekt und Wein. Er war froh, mitten im Strom allein zu bleiben.

Dann fischte ihn Rudolf aus der Menge heraus und nahm ihn mit an seinen Tisch. Dort hatten sich Freunde und Freundesfreunde versammelt und unterhielten ihre Dominos. Gustav kam neben eine Dame zu sitzen, die gerade keinen Herrn hatte. Sie trug als einzige am Tisch noch ihre Maske. Ihr Hut war riesenhaft und grellgelb. Wenn was Späßiges gesagt wurde, lachte sie jäh auf. Ihr Lachen endete in einem schluchzenden Kehllaut.

Gustav bekam eingeschenkt: da fielen ihm mit einmal lauter Lügengeschichten ein. Und als die Nachbarin fragte: „Wer bist du eigentlich?“ da war er der jüngere Sohn des Bürgermeisters von Freising. Jawohl! Und eben war sein letzter Zug abgefahren. Nun mußte er bis morgen früh um acht in München bleiben.

„Und Sie?“

Sie war eine Sängerin, ja, Konzertsängerin. Aber sie hatte ihre Stimme verloren.

Man brach auf. Auf der Straße gab sie ihm den Arm. Er fühlte eitel Seide. Er sah immer geradeaus vor Glück. In ihr Gesicht mochte er nicht sehn, zumal sie immer noch diese Maske aufhatte. Die konnte sie nicht abnehmen, sie wäre zu bekannt.

Sie drückte seinen Arm fester. — „Du, Bürger:

meisterssohn, du kannst bei mir übernachten, wenn du noch frei bist.“

Es gruselte ihm im Rücken: Er wird übernachten zwischen lauter Seide. Ein gelber Hut hängt gewaltig am Bettpfosten. Ein schwellender Mund lacht krampfhaft unter seinem Kuß. Nasenflügel zittern unter der schwarzen Maske. Bei einer Dame hatte er noch nie übernachtet, bei einer wirklichen Dame. Behielten wirkliche Damen im Karneval immer die Maske auf?

Vorm Domhof verließ das Paar die andern. Die gingen Weißwürstel essen, das hatten sie nicht nötig. Einen Kaffee hätte Gustav gern getrunken allerdings oder eine Tasse Tee. Aber er wollte ihr nicht mit solchen Vorschlägen kommen. Sie könnte sonst an seinem Temperament zweifeln.

Sie gingen durch die totenstille Theatinerstraße. — Sie liebte den Zufall, sagte sie, sie war Künstlerin von Geblüt.

Auf dem Platz vorm Hoftheater wurde sie schwermütig. — Alle ihre Geschwister waren an der Schwindsucht gestorben. — Ihn fröstelte. Aber dann dachte er an die zarte Schönheit der Todgeweihten. Morbidezza, dachte er. Er bemühte sich, unter dem Mantel ihre Gestalt zu erraten. Aber er fand sich nicht zurecht. Stumm ging er neben ihr her. Das Pflaster der Maximilianstraße hallte hohl unter seinen Schuhen. Sie bogen in eine Seitengasse ein.

Unter der Haustür fragte sie, ob er sie auch wirklich liebte. Ihm wurde bange.

Sie kamen in ein Boudoir. Er wurde auf ein Sofa gesetzt. Ein Tee wurde ihm versprochen.

Die Dame verschwand im Nebenzimmer und kam in einem eleganten Peignoir wieder. Ihre Blicke stachen durch die Maskenlöcher spitz in seine Brust.

Ach, und dann saß sie auf seinen Knien, und mit der Hand, die ihn nicht streichelte, schob sie die Maske hoch: ein böses Gesicht lächelte freundlich.

Er sagte, ihm wäre mit einmal nicht gut. Sie hatte Likör zur Hand. Aber er wollte lieber heimgehn.

„Heim,“ schrie sie auf, „so bist du also gar nicht der Bürgermeistersohn von Freising! Mein Herr, Sie belügen mich!“

„Ach Gott, entschuldigen Sie nur und lassen Sie mich heimgehn.“

„Was, du willst mich verlassen?“ schluchzte sie, sank ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und während der Peignoir ihre mürbweißlichen Schultern entblößte, sang sie mit tränender Stimme: „D bleib bei mir und geh nicht fort. An meinem Herzen ist der schönste Ort.“

Gustav mußte auch weinen, weil sie so häßlich war und ihre Stimme verloren hatte und sich nach Liebe sehnte, gerade wie er. Aber das nutzte sie aus und schmiegte sich an.

Da raffte er seine letzten Kräfte zusammen, stieß sie fort, riß den Haus Schlüssel vom Tisch, war zur Thür hinaus und lief treppab.

Als er unten am Tor rüttelte, stürmte sie zeternd, jammernd hinter ihm her. — Sie wollte die Hausleute wecken, ihn verhaften lassen.

Endlich gab das Schloß nach, die Thür ging auf. Gustav warf den Schlüssel rückwärts in ihr allzu offenes Peignoir und rannte davon.

Er hörte erst zu laufen auf, als ein Bäckermädchen mit Morgensemmeln im Korbe ihn verwundert ansah. Der warme Brotduft tat ihm wohl.

Er dachte an die üppig Blauseidne, an die gütigen Finger der schlanken Tänzerin, an die braunen Zöpfe der rehängigen Lila und tat sich selber leid.

Aber Cornелиe und Rudolf ergöhten sich sehr an diesem Erlebnis. Besonders ihr konnte er es nicht oft genug erzählen, bis ihn endlich selbst belustigte, was ihn erst so erschreckt hatte.

## V

Nach seinen Redouten-Erfahrungen hatte Gustav nun wenig Lust auf das Künstlerfest, zu dem ihn der Mann mit der Pansflöte eingeladen hatte.

Aber seine beiden Berater sagten, das würde ihm gut tun aus vielen Gründen, und setzten ihm so lange zu, bis er nachgab. — „Dort lernst du vielleicht Leute kennen, an die du dich anschließen kannst, wenn wir weg sind,“ sagte Rudolf, der in den wenigen Tagen abreisen wollte, um einen Kapellmeisterposten in einer nordischen Stadt zu übernehmen. Cornелиe sollte mit ihm reisen. Sie waren ja unzer-trennlich. Er wollte sehen, sie an dem Theater unter-zubringen.

Am Vorabend der Abreise war das Fest, auf das Gustav mit schwerem Herzen ging.

Der große Saal der Brauerei war mit grellen Stoffen behangen, und darunter wandelten und tanzten so seltsam kostümierte Gestalten, daß Gustav am Eingang stehen blieb und sich vor Verwunderung nicht hineinwagte.

In buntbeblühten Hemden, die sich hauchten und anschniegten, drehten sich überschlanke Mädchen mit Miene und Bewegungen aus alten Bildern. Durch ihr Haar knisterte seltsames Schlinggewächs und die nackten Füße stakten in Sandalen. Arm in Arm gingen Jünglinge in Togen und Chitonien. Ein rasselnder Legionar hielt einen musizierenden Engel umschlungen, der sich ängstlich nach seinen regenbogenfarbnen Flügeln umsah. Ein brauner Faun küßte in die Halbhandschuhe einer kleinen Biedermeierin. Ein großer Araber mit Patriarchenbart taumelte in verwildertem Ländler durch die Reihen. Seine Dame verschwand ganz in den Falten seines Burnus. Man sah nur die Perle auf ihrer Stirn schimmern.

Gustav selbst war — er wußte nichts Besseres — in einem geliehenen Pierrotkostüm gekommen. Der Friseur hatte ihm weiße Wangen gepudert.

So fand ihn die braungezöpfte Lila und lachte über seinen Aufzug und sein unglückliches Gesicht, während er höflich ihren Renaissancebrokat bewunderte.

„Ja,“ sagte sie geschmeichelt, „so wie wir täglich herumlaufen heutzutage, sind wir verkleidet, mas-

tiert. Aber zu den Festen ziehen wir unsere wahren Kleider an."

Sie zog ihn durch die Menge zu dem Tisch, an dem der Mann mit der Pansflöte, in ein Fell gehüllt, saß und ihn begrüßte. — Warum er den großen Bruder nicht mitgebracht hätte?"

„Rudolf reist ab,“ sagte Gustav, „er packt Koffer.“

„Ja,“ meinte der Pan, „und dann ist er auch unsrer Feste überdrüssig. Er sammelt in die Scheuern. Wir aber bleiben dem Rausch und Augenblicke treu.“ Und er ließ sich von einem jungen Satyr mit spitz abstehenden Ohren den Becher füllen.

Gustav zog sich zurück und geriet in eine Lannenecke neben ein blondes Fräulein in Lumpen. Sie sahen sich beide an und mußten über einander lachen.

„Mein Gott,“ sagte sie, „ich bin eben als Gänse-  
liesel gekommen. Das ist vielleicht veraltet, aber doch immer noch das einfachste. Erst wollte ich mir ein Beardshenkostüm schneiden. Aber das ist gar nichts für mich. Da muß man sich so haben.“

Sie war, das merkte er, aus Berlin und sehr vernünftig. Zu ihrem Kostüm gehörten nackte Beine, und die durfte man streicheln. Es war auch sehr nett, daß ihr Haar immer wieder aufging, es war schwer, kornd blond, und man durfte helfen, es wieder zusammenzubinden.

Dabei unterhielt sie ihn von den verschiedenen Leuten, die vorbeikamen und ihr zunickten.

„Du bist aber ganz neu hier, kleiner Pierrot,“ sagte sie, „du weißt ja rein gar nichts.“

Gustav wäre gern den ganzen Abend bei ihr geblieben. Aber ein Mönch in violetter Kutte holte sie fort, und er sah die beiden zu einem Tisch auf der Galerie gehen, wo ein rotmanteliger Dionysos Hof hielt, umgeben von dienender Mythologie.

Gustav stand auf und sah in die Wunderwelt. Da verließ eine Dame in Jünglingskleidung ihren Tänzer, einen schwer gepanzerten Ritter, und kam gerade auf ihn zu. Ihre schlanken Beine stakten in schwarzen Trikots und machten elastische Schritte. Das weiße Oberkleid war antikisch zugeschnitten. Nun traf ihn der Blick der weitoffnen Augen. Er fragte unwillkürlich: „Wer bist du?“

Sie war schon fast an ihm vorbei, drehte sich um und sagte: „Das hat man mir gestern auseinandergesetzt. Irgend etwas sehr Entlegnes. Weißt du es denn nicht?“

„Ach, ich,“ sagte Gustav, „ich weiß rein gar nichts.“

„Das ist ja ganz tröstlich“, meinte sie belustigt. „Kannst du tanzen?“

„Ja, aber nur richtigen Walzer wie in der Tanzstunde. Die hiesigen Tänze habe ich noch nicht gehabt.“

„Auch das ist tröstlich,“ sagte sie, „komm, mein geliebener Pierrot.“

Sie tanzte mit ihm erst durch den Saal und dann hinaus in den halbdunklen Gang. Gustav mußte acht geben, daß sie beim Drehen nicht an die aufgestapelten Stühle und Tische stießen.

„Wir tanzen Kehraus,“ sagte sie, „der Karneval geht zu Ende.“

Er sah in ihre nahen Augen, die noch weiter und seltsamer erschienen in der Dämmerung des Ballsaals. Er fühlte den Atem und fast die Form ihrer Lippen.

„Geht der Karneval schon zu Ende?“ sagte er und wußte nicht recht, was er meinte. „Ich glaubte, er fängt eben erst an.“

Die Lippen vor ihm lächelten gleichmäßig einladend. Aber es war ein Lächeln ohne Ansehn der Person, als wäre die Lächelnde der Karneval selbst.

Wie es geschah, daß er sie küßte mitten im Tanz, wußte er selbst nachher nicht. Vielleicht hatte sie ihn zuerst geküßt.

„Runder Bambino“, sagte sie, und hielt ein im Tanz. Dann schaute sie um und meinte seufzend: „Ich muß nun wieder in den Saal.“

Dort tanzte der Gepanzerte mit der Tila und sah mit grimmiger Ruhe herüber auf Gustavs Dame. Und plötzlich stand er vor ihnen, verneigte sich zeremoniell und nahm die Dame weg.

Gustav war wieder allein und konnte wieder zusehn. Die Tila kam heran und sagte: „Wissen Sie auch, mit wem Sie vorhin getanzt haben? Das ist die berühmte Brodersen, Gerda von Brodersen.“

„Wovon ist sie denn so berühmt?“

„Sie ist als junges Mädchen von Haus fortgelaufen, nur um der Freiheit willen. Sie hat ein schönes Kind, ein Töchterchen. Sie ist sehr erfahren und



Aug. Halten Sie sich an die, da können Sie das Leben kennen lernen, Sie kleiner Eckensteher."

Aber Gustav ging nicht vom Fleck. Vor der berühmten Gerda hatte er eine unbestimmte Angst. Er hoffte, das Gänseliesel würde wiederkommen. Aber das war verschwunden.

Mit einemmal stand der Gepanzerte vor ihm, er sah aber nicht grimmig drein wie vorhin, sondern wohlwollend. Mit altertümlich umständlicher Höflichkeit bot er ihm den Arm: „Herr Pierrot, ich soll Sie zur Colombine führen.“

Da saß sie, umgeben von vielen Männern bei Kaffee und Zigarette.

„Was ist das für eine Art, einer Dame erst die Kur zu machen und sich dann nicht mehr um sie zu kümmern?“

„Er ist ein junger Fant,“ erklärte der Gepanzerte mit etwas ausländischem Akzent.

Alle nannten ihn nun den jungen Fant und neckten ihn. Er hätte gern fortgewollt, aber so oft er aufstand, zog die schöne Gerda die Brauen hoch und sagte: „Hübsch da geblieben, junger Fant.“

Er sah über ihre Schulter in den Saal, wo gerade eine Menge Götter, Halbgötter, Renaissance-menschen, Salomes und Primaveraen sich zu einem Kinderreigen die Hände reichten und den Boden mit Stampfen, die Wände mit Jauchzen erschütterten.

„Es wird mir zu dionysisch“, sagte Gerda, und dann nahm sie den Gepanzerten, dessen slavischen

Name sie in Stan abkürzte, und Gustav beiseite und verließ den Saal.

Durch die Pappeln der Allee schimmerte noch ein Licht. Ein Café war aufgeblieben wegen des Festes. Dort bestellte man Beefsteak à la tartare und dazu Kaffee. Und die Broderfson rauchte Zigaretten.

„Ach früher hat man immer bis zum Morgen durchgetanzt,“ sagte sie, „heute habe ich schon um drei Uhr die Lust verloren. Künstlerfeste sind auch nichts Rechtes. Die Lebemänner der Redouten zupfen einem wenigstens nicht an der Seele herum wie hier die Lebenskünstler. Und die Frauen—“? sie sah Stan fragend an.

„Die Frauen vom Künstlerfest?“ sagte der, „schauen einem gleich ins Auge, als wollten sie sagen: Nimm mich hin. Und dann wird es nichts.“

Gerda lachte: „Sie werden dem jungen Fant den Geschmack zu früh verderben. Was meinen Sie zu dem Thema, Herr Pierrot?“

Gustav zuckte die Schultern. „Es war doch sehr schön heut, und ich habe Sie beide kennen gelernt.“ Er wurde rot. Stan klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und Gerda reichte ihm die Hand.

Dann begleiteten beide Herren die Dame die Pappelallee herauf in die Landstraße. Dort bog man in eine erst halb bebauete Seitenstraße ein, blieb vor einem einzelnen Hause stehen, das rings von freiem Feld umgeben war, und Gerda forderte Gustav auf, sie bald einmal zu besuchen.

Und dann nahm Stan ihn mit durch Feldweg und Dorfstraße in sein Haus.

Als Stan in seinem Atelier ein Licht ansteckte, glaubte sein Gast in einem Antiquitätenladen zu sein.

Auf dem großen Tisch standen bemalte und glatte Krüge und hohe Gläser. An der Wand waren Kosstüme und Bilder und alte Teller mit Wappen. Ein rotbemaltes Fäßchen hing von der Decke, ein Napoleenhut an einem Nagel. Ferner gab es da auf Borden eine ganze Fußzeugkollektion: albanische Schuhe, bulgarische Stiefel und einzelne Tanzschuhe aus verschossener Seide.

Das seltsamste war ein Haufen bunter Frauenröcke und Unterröcke, die über dem Kopfende des Bettes hingen.

Stan drehte die Kerze. Da sah Gustav aus dem Dunkel eine große Holzgestalt auftauchen. Bei näherem Ansehen war es der Läufer St. Johannes. „Den muß ich alt anmalen bis übermorgen für meinen Händler“, seufzte Stan. Er warf Helm, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen klirrend auf das Bett, dann ging er auf den Holzheiligen zu und schob ihn ärgerlich beiseite. Ein Vorball ward sichtbar, der von der Decke herunterhing. Dem versetzte Stan ein paar kräftige Stöße.

Als Gustav sich auch im Bogen versuchen wollte, sagte der andere: „Ach, lassen Sie das lieber. Der Ball staubt zu sehr.“

Er holte aus einem bayrischen Barockschrank, dessen Tür sich mühsam knarrend aufthut, ein paar zartweiße Tassen von schönstem Nymphenburger Por-

zellan, steckte den Samovar an — einen echt russischen —, der zwischen einem Glückschwein und ein paar Reitstiefeln auf einer wurmzerfressnen Etasgere stand, und kochte Tee. Er hatte über das Hemd einen langen Damenschlafrock angezogen und wirtschastete umher wie ein alter Zauberer.

Als die Morgendämmerung das Atelierfenster bläulich färbte, wollte Gustav aufbrechen.

Aber der Gastfreund ließ ihn nicht fort. Er machte ihm ein Lager auf dem Bett zurecht und bettete sich selbst auf einen Haufen von Säcken, Luchern und Mänteln.

Nach ein paar Stunden wachte Gustav auf und sah erstaunt in der seltsamen Maritatenkammer umher. Aus einem Keller blickte ihn durch das Dreieck der Trinität ein Gottesauge an.

Dann sah er drüben das schlafende Gesicht des neuen Freundes: Reichblondes Haar umrahmte den Kopf. Die Rundung der Stirn war von weiblicher Zartheit, aber um Nase und Mund gruben sich herbe Furchen. So erschien er kräftig und weich, jung und gealtert. — Die Frauen lieben ihn gewiß sehr, dachte Gustav und fiel wieder in Schlaf.

Nach einer Weile weckte ihn ein Pochen an der Thür. Stan stand leise auf, legte den Finger an den Mund, schlich auf Zehenspitzen an die Thür und sah durch ein Loch.

„Ach, die Sibylle,“ sagte er dann, „ich fürchtete schon, es wäre der Gerichtsvollzieher.“

Gustav war neugierig, was für eine Greisin oder Seherin eintreten würde. Es kam aber ein Kind, ein kleines Mädchen in einer Art Kimono mit bloßen Armen und kurzen Strümpfen.

Stan küßte ihr Wange und Hals und sie zauste in seinem Haar. Dann gab sie artig dem Gustav die Hand, setzte sich auf Stans Knie, holte wichtig Atem und brachte ihren Auftrag vor.

„Die Mama sagt, wenn du kommst, sollst du die Hängematte mitbringen.“

„Ich habe sie aber noch nicht geflickt.“

„Aber du willst sie doch schon seit drei Wochen flicken.“

„Ja, aber ich habe doch keine Zeit. Ich muß doch noch zehn Gläser fertig machen diese Woche.“

„Das tust du ja doch nicht“, sagte die Sibylle naseweiß. Aber als sie sah, daß er böse Augen bekam, streichelte sie seine Wange und bat: „Guter Stan, flick die Hängematte für meine Mama. Sie freut sich doch so darauf.“

Zunächst flickte er aber an seiner Reithose. Sibylle spielte mit Farben und Pinseln, und als Gustav aufstand, um fortzugehen, ging sie mit ihm.

Draußen auf dem Feld reichte sie ihm die Hand und lief neben ihm her.

„Kommst du mit zu meiner Mama?“

„Nein,“ sagte Gustav, „ich muß heim.“

Er sah die Kleine weiterlaufen auf Gerdas Haus zu und heraufwinken zur Mutter.

Wie gern wäre er mitgekommen.

Zu Haus kam ihm sein möbliertes ordentliches Zimmer garstig vor. Er ging zu Rudolf und Cornelie, die er zwischen offenen Koffern fand.

„So, lieber Gustel,“ sagte sie, „führe deinen Herrn Bruder ein bißchen spazieren. Ich packe lieber allein, sein Eifer stört mich nur.“

Die Brüder gingen auf die Ludwigstraße, die groß und leer da lag.

Rudolf betrachtete sie mit Abschiedsweh.

„Ich liebe diesen alten Steindamm,“ sagte er. „Ebenso gut wie Trambahnen und Wagen könnte eine Karavane über diese Steine ziehen, ihre Kamele an den beiden Brunnen tränken und weiter wandern zum Tore hinaus auf die Landstraßen der Welt.“

Trotz der fleißigen Architekturbeispiele links und rechts bleibt diese Straße wie ein leeres Blatt, auf das jeder schreiben kann, was er will. Hier fällt es einem gar nicht auf, wenn ein Naturprediger in Sandalen vorüberkommt oder ein bärtiger Wanderchristus mit Stab und Kartoffelsack oder ein schwarzrotes Mädchen aus der Heilsarmee. Die Flagellanten könnten sich hier entlang geißeln, die Schiiten sich zerfleischen. Man kann aber ebensogut Automobilwettfahrten auf dieser Straße veranstalten.“

„Ja,“ meinte der Jüngere, „so könnte hier ja auch ein neuer Dionys gezogen kommen mit Tigern und Mänaden.“

„Ach, du warst gestern auf dem Fest der Pathetischen. Das merkt man.“

So schnitt Rudolf die Unterhaltung ab und unterdrückte die Bekenntnisse, die der Bruder ihm machen wollte. Und nachher beim Essen und auf der Fahrt zur Bahn war keine Gelegenheit mehr zum Ausprechen.

## VI

Täglich wollte Gustav die Broderfon besuchen, aber er brachte es nicht fertig. Ein paarmal kam er bis auf den Wiesenplatz vor ihrem Haus.

Einmal sah er die kleine Sibylle dort mit den Nachbarstkindern spielen. Aber er hielt sich fern.

Was gehe ich den großen Liebesheroinnen nach? dachte er, ich sollte mich hübsch an die lieben Mädchen halten wie meine Altersgenossen. Ich müßte mir auch mehr die Stadt ansehen und nicht immer hier draußen herumirren.

So begab er sich dann an einem Sonntagmorgen in die Liebfrauenkirche. Weil im Mittelschiff Messe war, drückte er sich in den Seitenkapellen herum, ging langsam von Nische zu Nische und blieb vor einem reich mit Kränzen überschmückten, von Botivtäfeln und Bildchen umgebenen Altar stehn.

Dort sah er im bunten Halbdunkel ein Mädchen knien, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme auf dem Außengitter ruhend, die Hände schön katholisch aneinandergelegt. Er hatte Müße sie zu betrachten.

Gesang und Orgelton summten dazu in seinen Ohren wie ferne Vergangenheit. Die Situation mustete ihn an, als läse er in vergilbten Büchern oder schaute in Tafelbilder.

Aber nun kam die andächtige Menge zwischen den Pfeilern hergezogen in Prozession. Und als die Monstranz, von geheiligten Händen getragen, und die Kerzen ganz nahe waren, drehte sich das besetzende Mädchen um und kniete ihm gegenüber. Da sank er denn auch in die Knie und legte verwundert seine Hände aneinander.

Zwischen den weißflimmernden Kleidern der Chorknaben und den farbig fließenden Gewändern der Priester glitt immer wieder ihr dunkler Blick zu ihm her.

Durch den Qualm der Weihrauchfässer sickerte ihr Lächeln.

So konnte er, als der Zug vorüber war und seine Schöne — denn das war sie nun wohl — aufstand und zur Tür ging, ihr getrost nachgehn und von ihren Fingern das Weihwasser über dem Becken empfangen.

Draußen in blendender Sonne auf den Stufen sprach er sie geziemend an. Die Kirchwand entlang redeten sie ein wenig von Leben und Sterben. Plötzlich blieb sie stehn, sah ihn von der Seite an und meinte, er hätte wohl die frommen Mädchen besonders gern.

Darauf mußte er ihr dann den Arm um die Hüfte legen, was gerade noch glückte. Aber da sagte sie lachend und etwas laut: „Sie sind ein Schlimmer.“



Nun kann man zwar in München nichts Vortheilhafteres zu hören bekommen. Allein Gustav versagte. Mit einemmal war all seine rühmliche Tatkraft verloren. Er sah verlegen auf den alten Grabstein an der Mauer, auf Antlitz und Hände und Instrumente des weiland Orgelbauers Kunrad Paumann. Sein Arm war von ihrer Hüfte abgesunken, und als er aufblickte, war das Mädchen weg.

Gegen Abend kaufte er einige Tulpen, deren stolzes und etwas bebendes Aufrechtstehn ihn an Gerdas Haltung gemahnte, und ging mit seinem Strauß zu ihr.

Aber auf sein Klingeln wurde nicht aufgemacht. Traurig und zugleich erleichtert, legte er die Blumen auf die Schwelle.

**E**in paar Tage später lud Gerda von Broderfon ihn zum Tee ein. Eine alte Zugeherin öffnete ihm die Thür und ging weg. Als er ins Zimmer trat, sah er mitten im Raum Gerda in einer braunen Kutte stehn, die Hände erhoben mit dem Schirm der großen Hängelampe, die sie gerade angezündet hatte. Die Ärmel ihres Gewandes waren herabgeglitten und hingen in breiten Falten. Die Arme wurden sichtbar: sie waren bei aller Schlantheit ein wenig voller als Gustav sie gedacht hatte.

Er blieb in der Thür stehn und sah sie bewundernd an. Ihm war feierlich zumute, als müßte er hinknien vor dieser Erscheinung.

Aber Gerda wich dieser Stimmung aus, stellte Teetassen auf den Tisch und plauderte.

— Was er eigentlich in München triebe?

— Er wäre studienhalber hier.

Sie lachte: „Wie wohnen Sie?“

„Ach,“ sagte er, „in einem sehr möblierten Zimmer zwischen lauter Gegenständen. — Das fühl ich besonders hier, wo ich Sie zwischen Ihren Möbeln wie unter Freunden finde.“

„Na, was hier herumsteht, ist ein rechter Kram. Aber ich hänge an jedem einzelnen Stück, weil es an irgend etwas erinnert. — Sie sollten sich auch einrichten, auf der Dult ein paar Sachen kaufen. Sie bleiben doch einige Zeit hier?“

Er wußte nicht. Seit der Bruder fort war, fühlte er sich wie verlassen.

„Haben Sie nicht unter den Studenten Freunde?“

„Nein, kaum Kameraden.“

„Und wie stehts mit den Freundinnen?“

Er erzählte einiges von der Annie aus dem Thal und dem Valparé-Erlebnis und dergleichen. Sie hörte ihm mit Vergnügen zu.

„Ich glaube,“ sagte er zuletzt, „ich bin sehr ungeschickt in Liebesdingen.“

„Das kann ja recht lieb und rührend sein“, meinte Gerda.

— Nein, rührend wollte er nicht sein. Aus Mitleid geliebt werden? Nein —

Sie lächelte seltsam. „Etwas Mitleid ist immer mit dabei.“

Er schwieg und sah zu Boden. Da trippelten draußen Kinderfüße.

Und Sibylle kam herein, heiß vom Laufen und von all dem, was sie zu erzählen hatte.

„Genug, genug,“ sagte die Mutter. „Jetzt wird Abendbrot gegessen.“

Gustav stand auf.

„Bleiben Sie nicht bei uns,“ fragte Gerda, „und essen mit uns Brot?“

Und sie stellte drei tiefe Teller auf den Tisch.

Da saß er bei Mutter und Kind unter der Lampe. Er dachte an seine Mutter und die große Hängelampe, die über seinen ältesten Fiebern und Freuden gehangen hatte.

Er fühlte sich irgendwie zugehörig zu Gerda und Sibylle und aß wie ein braves Kind seinen Teller leer.

Sibylle durfte noch eine Weile aufbleiben. Sie legte den Kopf auf den Arm der Mutter und blinzelte. Gustav mußte ihr eine Geschichte erzählen. Und recht lange mußte die Geschichte sein.

Und als sie dann doch zu Ende ging und das Kind zu Bett gebracht war, leistete er der Mutter Gesellschaft.

„Werde ich Ihnen auch nicht zuviel?“

— Nein, er war ihr angenehm, er erinnerte an einen jüngeren Bruder, mit dem sie als Kind gespielt hatte auf dem Gut und im Haus.

„Ist das nicht seltsam“, sagte sie. „Noch heut, wenn ich ‚Haus‘ träume, ist es immer dies alte Landhaus mit seinen vielen Zimmern, dunklen Gängen,

hohen Fenstern. — Damals, als ich fortlief, war ich so froh. Freiheit war mein einziger Traum. Und obgleich ich mir mein Leben selbst zurechtgemacht habe und alles, was ich wollte, durchgesetzt, gibt es auch heute noch Stunden, wo ich am liebsten auf einem abgelegenen Landgute leben möchte als Mutter vieler Kinder und einen Mann haben, der abends müde heimeritten kommt von den Feldern oder der Fabrik. Und ihn dann fragen, was es Neues gibt, ob der Jenz noch immer krank ist und der Jürgen immer noch betrunken zur Arbeit kommt, und mich interessieren für Saat und Ernte und Agrarpolitik und all diese gut-schlafri-gen Dinge.“

Gustav hörte verwundert zu. Solche Reden hatte er nicht erwartet.

Sie lächelte: „Sie wundern sich, daß ich Ihnen nicht von freiem Dasein und Künstlerleben usw. rede. Ja, dazu kommen Sie zu spät. Vor zehn Jahren hätt' ich vielleicht anders gesprochen.“

„Aber hier in München,“ wandte er zögernd ein, „müßte man eigentlich so gut leben können. Es kommen doch lauter Menschen hier zusammen, die ihr Dasein nur der Pflege schöner Dinge gewidmet haben, fern von dem hastigen Geldbetrieb der Großstädte und der bürgerlichen Enge der kleinen. Ich sah soviel schöne lebendige Gesichter auf dem Fest neulich. Da muß doch ein wundervolles Menschentum —“

„Hören Sie auf“, rief sie. „Sie machen mich traurig. Alles vertragen die Menschen, nur nicht die

Freiheit. Die paar wirklich Lebenden haben hier, wo alles erlaubt ist, viel mehr Mühe als anderswo, um ihr bißchen Lieben und Erleben vor den andern geheim zu halten. Und diese andern tanzen nur so herum, so mit Blumen im Haar, und meinen, Bacchanten und Mänaden zu sein, wenn sie ihre Locken oder Strähnen zurückschütteln. Machen Sie das mal ein paar Jahre mit und haben nicht die Möglichkeit abzureisen! — Reisen: das ist noch das Beste. Von Hotel zu Hotel, immer nur Leute sehen, die wohlgekleidet sind, höflich, und einen nichts angehn, Abenteuer haben und Seelenruhe.“

„Aber das alte Patrizierhaus?“

„Ja,“ sagte sie, „entweder — oder. Man müßte ganz zugehörig sein oder ganz abgelöst. An allem hängen oder an nichts mehr.“

Er liebte sehr die Art, wie sie ihre Worte ein wenig in die Länge zog und dann rasch und ohne Nachdruck entließ. —

Er küßte die Hand, die schon eine Viertelstunde mit dem Tee-Ei über seiner Tasse hing, während Gerda weiter redete und ins Dunkle sah.

Beim Weggehn begegnete er auf der Treppe dem Stan, der die Hängematte anbrachte. Der schien nicht sehr erbaut zu sein von der Begegnung und ging höflich grüßend an ihm vorbei.

Das machte den Jüngeren traurig. Er war ja doch kein Nebenbuhler. Er wollte ja nur mitlieben, mithelfen, Glück zu schaffen und schönes Dasein.

München, 15. April

Lieber Rudolf!

Zunächst muß ich Dir vermelden, daß ich umgezogen bin. Wie ich gerade hier draußen an die Landstraße komme? Das hängt mit einer Bekanntschaft vom Künstlerfest zusammen.

Ich habe Dir zur Zeit nicht mehr davon erzählen können. Ihr waret schon zwischen Koffern und Kisten. Ihr konntet beide nicht so lange zuhören, daß sich's gelohnt hätte, davon anzufangen. Du hättest mir wahrscheinlich noch rechtzeitig abgeraten. Jetzt ist es zu spät. Das heißt: Du brauchst Dir keine Sorge um mich zu machen. Es ist nichts Wichtiges, Entscheidendes geschehen. Ich muß Dir nur mein Herz ausschütten.

Also: auf dem Fest lernte ich die Frau von Broderson kennen. Du kennst sie wohl und bist, fürchte ich, nicht sonderlich gut auf sie zu sprechen. Sie war sehr freundlich zu mir und hat mich eingeladen, sie zu besuchen.

Und da fand ich sie hier draußen in der Vorstadt. Sie gab ihrem Töchterchen Brei zu essen. Ich saß daneben, bekam auch Brei.

Dieser Frau gegenüber komme ich mir überhaupt wie ein Kind vor. Aber sie mag am Ende nur ihrer Sibylle Mutter sein. Von Männern verlangt sie wohl eine gewisse Erwachsenenheit. Es sind auch viele und darunter recht mannhafte um sie herum. Und es war vielleicht etwas überflüssig, daß ich mich hinzugesellte. Aber warum schickte sie mich nicht

fort? Warum machte sie mir die ersten Schritte so leicht?

Ich weiß gar nicht, wie ich bei ihr angeschrieben bin. Manchmal hat sie Stunden lang mit mir oder eigentlich vor mir geredet und mich erst tief in der Nacht fortgehn lassen.

Und doch, wenn ich so bei ihr sitze, hab' ich oft Angst, daß ich ihr am Ende nur auf die Nerven falle. Sie spricht so häufig von ihrer Nervenqual an Menschen, daß man nie sicher weiß, ob man nicht auch zu den Quälern gehört.

Nun — um von Tatsachen zu reden — als ich ihr neulich wieder einmal über die Seelenlosigkeit meines möblierten Zimmers vorlagte, sagte sie: Wissen Sie, ich gehe nächstens aufs Land und bleibe dort bis tief in den Herbst. Sie können, wenn es Ihnen hier gefällt, so lange meine Wohnung haben.

Ja, darüber war ich sehr glücklich und habe, so oft ich daran dachte, allerlei Phantasie um dies an sich ganz harmlose Angebot gesponnen. Dann ließ sie mich sogar schon einziehen, während sie noch da war, zwei Tage vor ihrer Abreise, um mich noch selbst ein wenig zu installieren, wie sie sagte.

Auf diese zwei Tage hatte ich mich so gefreut!

Aber sie wurden gar nicht glücklich:

Als ich mit meinen Koffern ankam, mußte mir die kleine Sibylle in ihrem Zimmer Platz machen. Wir mußten den Puppenwagen, die Menagerie und die bunte Wiege beiseite schieben, aus dem Neben-

zimmer den Schlafdivan hereinschleppen und ihr Bettchen hinaustun.

„Freust du dich nicht, Sibylle?“ fragte die Mutter.  
„Du darfst bei der Mama schlafen?“

Das Kind sah furchtsam und mißtrauisch auf den fremden Mann. — Da hätt' ich am liebsten alles wieder zusammengepackt.

Ich hatte mit den Abend unter der Hängelampe so schön ausgemalt, soviel vorgefühlt. Aber als wir drei nun darunter saßen, war es gar nicht recht wirklich. Die Broderson war zerstreut, wie abwesend, klagte über Kopf- und Zahnweh und über viel Besorgungen, die morgen gemacht werden mußten zur Abreise. Die Kleine wollte alle ihre Spielsachen mit aufs Land nehmen und verdroß die Mutter durch ihre beständigen Fragen. Und ich saß dabei und suchte leicht und heiter zu unterhalten, während mein Herz schwer war.

Als das Kind zu Bett war, ging die Broderson auf und ab in ihrem schönen gelben Hauskleid mit den weitoffnen Kuttenärmeln und klagte immer über allerlei Leute, die ich kaum kannte, die irgendwie ihr Leben bedrückten. — „Wenn ich nur erst allein und auf dem Land wäre,“ sagte sie —. Ich weiß übrigens, daß sie dort nicht allein ist.

Ich zog mich bald in mein Zimmer zurück und schlief spät mit traurigen Gedanken ein.

Am Morgen aber, noch ehe ich recht wach war, saß schon das Sibyllenkind im Hemd mit baumelnden Beinen auf meinem Bett und besah die Bilder



in meiner großen „Tausend und Eine Nacht“. Da wäre ich gern noch Stunden lang so liegen geblieben und hätte in das weißblonde Kinderhaar geschaut. Auch nachher, als ich am Morgentisch meinen Milchkaffee bekam, fühlte ich mich ganz froh und zugehörig. — Ach, warum reicht das bißchen Glück so selten bis zum Abend?

Die Abreise war wegen der vielen Besorgungen auf den nächsten Tag verschoben. Die Broderson lief unruhig in ihrem Zimmer wie in einem Käfig auf und ab.

Wenn ich ein rechter Kerl wäre, hätte ich sie schon von ihren Sorgen und Gedanken abgebracht, indem ich mit meinen Gedanken und Wünschen gekommen wäre. Ich bin selbst schuld, daß ich so unbeteiligt bin. Ich mache es den andern immer viel zu leicht, mit mir zu leben.

Ich hatte immer auf das Übermaß gehofft, das alle Bedenken wegschwemmen würde. Ich wollte nicht der Gelegenheitsdieb einer Situation werden. Aber da ich sozusagen meine Ehre dreingeseht habe, nüchtern zu erscheinen, bin ich es aus Gewohnheit fast geworden, bin schon froh, daß man mich leiden kann. Ich bin nett und hilfreich und falle nicht auf die Nerven.

Du wirst nun einfach sagen: Du liebst diese Frau, und sie liebt dich nicht, liebt wahrscheinlich einen andern. Also wozu falsche Hoffnungen?

Aber so einfach ist es doch nicht. Ich weiß gar nicht, ob ich ihre Liebe möchte. Ich möchte teil-

haben an ihrer Atmosphäre, an ihrem Wesen. —  
Liebe — ?

Als ich sie am Morgen zur Bahn brachte und sie im Fiaker neben mir saß im blauen Kleid, das oben überm weißen Unterkleid zusammengeflocht war, sah ich sie so ganz wirklich im Tageslicht, ein bißchen vorgebeugt und die schönen lichtblonden Haare ein bißchen spärlich im Nacken, und manchmal die Augen zu mir hergewandt mit all der Fülle des nur ihr Eigenen im Blick, daran ich nie teilhaben werde, und um den Mund ein Freundschaftslächeln, das fragt: Nachdem ich nun dies und das und allerlei erfahren habe, was hast du mir neues mitzutheilen? — Ach, sie läßt einen immer ganz ruhig in ihre Augen sehn, denn die zarten Augenhäute sind undurchdringliche Mauern. Wer besaß sie je? — Ja, da in dem Fiaker stieg in mir solche Zärtlichkeit zu dieser ganz Nahen auf, daß ich meinte, mein Blut müßte mit dem Atem zu ihr hinüberfließen. Aber sie fühlte nichts davon.

Und doch wären wir nur in irgend einem Warte-  
raum einen Augenblick stehn geblieben, ich war so voll und stark, sie hätte mir mit einem Blick, mit einer Bewegung ihrer Schultern, mit einem Neigen ihres Kinns so gehören müssen, daß mir die Welt versank. Aber da war Eile, Hin und Her, Gepäck, Billettlösen, und dann brauchte sie schnell noch eine Zigarette — und war fort.

Und nun wohne ich in ihrem Zimmer, schreibe und lerne an dem großen Tisch im Atelier, esse unter

ihrer Lampe das Abendbrot, das die Zugeherin auf dem Gaschoer im Flur bereitet, schlafe unter den Borden, auf denen Sibylles Siebensachen bunt herumliegen.

Nur Gerdas Schlafzimmer betrete ich nicht. Sie hat es nicht abgeschlossen. Aber ich gehe nicht hinein. Es ist die verbotne Kammer wie im Märchen.

Ach, ich bin ganz überflutet jetzt von der Gegenwart dieser fernen Frau. Tagelang sitze ich zu Hause und lasse ihre Morgen- und Abendwelt über mich rinnen. Es macht mich auch irgendwie glücklich. Aber unter dem Glück ist eine Angst: Wo bleibe ich? Verstehst Du das, Du alter weiser Pfeifenraucher am Klavier? Küß Cornelies Hände von mir, besonders die Linke, und denke einmal an

Deinen Gustav.

## VII

**I**m Kolleg über Bürgerliches Gesetzbuch hatte Gustav einen Nachbarn, dessen still in sich gefehrtes Wesen ihm auffiel. Er redete mit niemand, stand in der Pause in einem Fenster und las Broschüren.

Über der schmalen hohen Stirn kräufelte sich dichtes Haar, und seine Wangen waren von geradezu fanatischer Blässe. Sein Blick war mißtrauisch und sehnsüchtig zugleich. Ein Ghettoblick, fand Gustav.

Als er einmal auf die Broschüre sah, die der Nach-

bar neben dem Kollegheft aufgeschlagen hatte, las er den Namen des Redners vom Basler Kongreß. Er sah dem Jüngling fragend ins Auge, und in der Pause wandte er sich an ihn, erzählte von Basel und bat um Auskünfte über den Zionismus. So schen und schweigsam der andere vorher gewesen war, so beredt machte ihn nun Gustavs Interesse. Eifrig redete er von seiner Absicht, in die Heimat zurückzukehren und mitzubauen an einer neuen Volksgemeinschaft.

Gustav mußte gestehen, daß er — allerdings in unreifen Jahren — aus dieser Gemeinschaft ausgetreten war. Aber Markus erklärte ihm, daß es sich nicht um konfessionelle Dinge handelte in seiner Sache, sondern um nationale. Und er bat ihn, einmal mitzukommen in das Café, wo sich seine Freunde und Mitkämpfer versammelten.

Am nächsten Abend saß Gustav neben Markus am Tisch der Zionisten. Ihm gegenüber saß ein junges Mädchen, dessen besondere Schönheit ihn gleich mehr fesselte als die Sache der Nachbarn.

In kurzen Locken glitt ihr röthliches Haar auf milchweiße Schultern, die nackt aus dem dunklen Samtkleid strebten. Ihr heller Blick ging ihm kühl und zugleich aufreizend durch Hirn und Mark.

Die weiche Hand schien formlos, wenn sie so auf der Tischplatte lag, aber sie bekam Form und Kraft, wenn sie die Tasse faßte, in die ein blasser, meist stummer Russe Tee einschenkte.

Die Männer um sie her redeten von Zion und der Heimkehr. Es lag ein Journal auf dem Tisch, dessen Artikel heftig diskutiert wurden.

Dann sprach man vom Kongreß. Markus pries den berühmten Führer und wurde dabei schamrot vor Verehrung.

„Er ist ein guter und edler Mann,“ sagte darauf die schöne Recha, „aber wir wissen nicht, ob er der ist, der kommen muß.“

„Ja, sollen wir auf den Messias warten?“ fragte ein Norddeutscher mit scharfer Stimme. Er bekam von allen Seiten feindliche Blicke, und daran konnte man sehen, wie sehr diese Recha von allen verehrt wurde.

Dann erzählte sie den ehrfürchtig Lauschenden von ihrem russischen Heimatdorf, beschrieb den Wettlauf der armen Händler des Morgens zur Brücke, wo die Bauern mit ihrem Vieh eintrafen; ihren qualvollen Wettstreit abzumakeln, zu überbieten; die niedere Tür des Familienzimmers, unter der sich die hochgewachsenen Wette und Brüder bücken mußten; ein Stück Garten hinterm Haus, eng abgegrenzt, eingezäunt, und darüber als einzige Ferne den Himmel.

Sie verstand zu erzählen. Keine Falte des Stoffs kam an ihren untadeligen Mund, selbst als sie den eigenen Vater vor dem grausamen Verwalter erbärmlich gedemütigt schilderte.

Sie wurde gefragt, ob sie selber mitzukommen hoffe nach der Heimat.

„Ich noch nicht,“ sagte Recha.

Gustav fand den gleichen Glanz in ihrem Haar und in ihrer Stimme.

Als man das Café verließ, begleiteten Markus und Gustav Recha ein Stück. Markus sprach mit erhobnem Kopfe in die Nacht hinein. Gustav konnte nicht alles verstehen. Der Wind wehte es von ihm weg. Er hörte nur Recha von Zeit zu Zeit sagen: „Ich verstehe Sie gut.“

Er sah sie wieder in Markus' kahlem Studentenzimmer und im Café. Ihre Gegenwart, ihre Blicke, die Art, wie sie „ich“ sagte, und dabei so viel meinte, machte ihn unruhig.

Diese Recha quälte ihn. Sie weckte alte Kindheitsgedanken und Schmerzen auf, mit denen er schon fertig zu sein geglaubt. Nun sollte er mit einmal wieder zu einer Klasse gehören, am Ende Stellung nehmen zu aktuellen Fragen. Allerdings hatte sie nichts derartiges zu ihm gesagt. Und doch —.

Sie sprach immer nur von Gott. Hatte ihn der nicht damals verlassen und war ins Grenzenlose zurückgewichen? Gingen nicht alle seine Sehnsüchte nur noch auf die Welt?

Er bekam ein unerwartetes Interesse am Hebräischen und bat Markus, ihn die Sprache zu lehren. Er saß bei ihm in dem traurigen Zimmer und las das Bereschit Para des Bibelanfangs. Er schämte sich vor diesem einfachen und innigen Menschen, daß er so gar nichts von all dem Einzelnen und Sichtbaren

mehr wußte, was das alte Wesen des Volkes noch erhielt und fortsetzte, daß er nicht einmal die Haggada kannte, aus der man doch den kleinen Kindern vorliest. Einmal wollte er den Freund zum Sabbath in die Synagoge begleiten, hatte dann aber eine Scheu davor und entschuldigte sich im letzten Moment mit irgend einer Ausrede.

**G**ustav ging Recha zu besuchen. Unterwegs in der endlos langen Straße, die nach dem Oberwiesenfeld führte, dachte er: Was wird sie mich fragen? Wird sie nicht zürnen, daß ich den Glauben der Väter verlassen habe? „Glauben der Väter“ das Wort war ihm unangenehm. Er fürchtete, nichts mitzuteilen zu haben, was ihr gefallen konnte.

Er trat aus dem dunklen Flur in das Zimmer, in dem keine Lampe brannte. Recha saß auf ein paar Kissen vor einem Petroleumofen und sah in die Flamme. In die Unendlichkeit von Decke und Fußboden verlor sich ihr riesenhaft geneigter Schatten.

Er setzte sich neben sie. Sie nahm seine Hand. Sie fragte ihn nichts. Sie wies mit dem Kopf auf das Feuer im Ofen und sagte: „Wir sind nicht Leib und Blut allein, wir sind auch Flamme und Strahl!“

Ihre Finger verflochten sich enger mit den seinen.

Sie neigte sich zu dem Ohr des Schweigenden und sagte: „Es ist soviel Falsches zwischen den Menschen. Darum müssen wir zusammen warten, aufeinander warten und miteinander sitzen vor dem Feuer, bis die Seele Geschwister wird zu der Seele.“

Dies Warten beängstigte ihn. Ihm war bang vor dem, was kommen sollte, wie dem Ungläubigen vor dem Wunder.

„Du hast keine Schwester, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „Ich will deine Schwester sein.“

Ihre Nägel gruben sich in seine zitternde Hand. Und zugleich hatte sie sich ganz hergeneigt und küßte seine Stirn.

Sie standen vom Boden auf. Recha legte sich auf den Divan und ließ ihn zu ihren Füßen sitzen.

Sie erzählte in langsamem, etwas singendem Tonfall von ihren Schicksalen, von schlimmen Zeiten in fremden Städten. „Eine Zeit habe ich müssen nackt Modell stehen,“ sagte sie. „Es war für einen Bildhauer. Aber er war so still vor mir, da wußte ich: Ich war schön.“

Im Zimmer war beklemmend süße Luft wie von welken Narzissen, aber es waren keine Blumen zu sehen. Gustav glaubte glücklich zu sein. Aber er konnte noch nicht ruhen in diesem Glück. Es trieb ihn fort.

Sie geleitete ihn fast feierlich zur Tür. „Wir wollen zueinander sein wie die Bäume, die beisammen stehen, wie die Halme auf dem Felde, die mit einander wehen im Winde,“ flüsterte sie an seiner Wange.

Als er allein war, schwand die Beklommenheit. Er wiederholte sich halblaut Rechas Worte und sah dabei ihr blaßes Gesicht, rötlich beschienen von der Flamme des Ofens, und den Feuerglanz ihres



Haars. Bisweilen erschien ihm ihre ganze Gestalt, auf Divankissen hingelagert, und in diesem Bilde war eine reizvolle, ja aufreizende Uppigkeit: Da lagen viele reiche Genüsse bereit wie bei den Damen aus Tausend und Einer Nacht.

Aber wie war dieser Eindruck zu vereinen mit der Verehrung, die er für die priesterliche Jungfrau hegte?

Eines Abends durfte er sie in einem Wagen zu sich abholen.

„Kommen Sie um Mitternacht wieder hier vor die Tür“, sagte Recha zu dem Kutscher, als sie ausstiegen.

Sie saßen auf der Matte vor dem Büchergestell. Recha liebte es, am Boden zu sitzen. Stühle waren ihr unsympathisch. Sie hatte die Arme um die Knie geschlungen und sah vor sich hin ins Dunkle. Von Zeit zu Zeit sprach sie von dem weißen Weg, von dem Traumwandel der Seele mitten durch die flirrende, dunstende, antastende Wirklichkeit. Es war wie ein Zwiegespräch, von dem man nur die eine Stimme hört.

Und der Klang ihrer Worte tat ihm wohl und fand auch allerlei Widerhall in ihm. Aber Gustav hatte ein schlechtes Gewissen, weil er immer auf die weiße Kehle schauen mußte, aus der die seltsamen Reden kamen.

Er hätte sie gern da, wo die Worte von innen an den Hals zu pochen schienen, geküßt, aber nur so

lange sie von ihm fort und ins Dunkle sah. Als sie sich zu ihm wandte und in seine Arme glitt, war diese Sehnsucht erloschen.

Sie lagen dann Arm in Arm und Auge in Auge. Und vor den Worten kam Atem zu Atem.

Sie küßte ihn und tat ihm weh. Er dachte: Weiß sie denn gar nicht, was ich ihr, sie mir, was wir einander tun, daß sie immer nur von der andern Welt redet, von der unsichtbaren, untastbaren Heimat? Oder ist sie weiser und reiner als ich?

Zulezt war es wieder so schön, als sie am Fenster standen und in der Frühlingsluft schauerten. Sie hoben die Arme, kreuzten die Finger, und jedes fühlte des andern Blut bis in die eignen Fingerspitzen pochen.

Die Zeit war vergangen wie im Fluge. Drüben hinterm Zaun erschien das Licht des Fiakers, der langsam — wie zu einem Begräbniß — um den leeren Bauplatz herum seine Strecke abfuhr.

Auf der Heimfahrt hätte er am liebsten nur ihre Hand gehalten und sie angesehen. Aber sie umschlang ihn und schloß die Augen. Ihm war nicht gut ums Herz: ihr Atem beklemmte ihn, ihr Ruß hastete, ihre Arme klammerten, ihr Leib klebte an seinem Leibe. Und er konnte sich nicht regen und befreien, weil er fürchten mußte, sie durch die leiseste Bewegung zu stören und zu kränken.

Unter der Laterne vor ihrer Thür sah er ihre Wangen glühen von dem rastlos kreisenden Strom, der in seine Adern quälend drängte und stockte. Er schlich vergrämt heim.

Am Morgen war er kritisch aufgelegt. „Diese ganze Geschichte“ kam ihm lächerlich vor. Er war hochmütig genug, diese Recha „rührend“ zu finden. Er beschloß, sich von ihr zu entfernen, ihr nur noch von weitem zuzusehn.

Aber schon am nächsten Tage traf er sie bei Markus und begleitete sie heim.

Vor ihrer Thür fühlte er etwas wie eine Alternative: — Entweder gehe ich gleich wieder weg oder ich muß sie besitzen gleich jetzt. —

Es war ein trüber Spätnachmittag. Im Zimmer war halbdunkel. Recha schmiegte sich schauernd an den Freund und sagte: „Fühlst du nicht, wie meine Seele friert?“

Da drückte er sie leise von sich fort, faßte ihre Hände, sah sie redlich an und sagte: „Recha, ich kann deine Seele nicht kennen, ehe ich dich nicht ganz besitzen habe.“

Sie ließ seine Hände los und schlich weinend in einen dunklen Winkel. Und wie sie da abseits hockte, wunderte er sich schon, daß er durchaus dies junge Weib da in der Ecke „besitzen“ wollte, wie er doch selbst eben gesagt hatte. Und statt zu ihr in den Winkel zu kommen und ihre Tränen zu trocknen, wie es sich gehörte, trat er hinaus auf den kleinen Balkon am Fenster in die frische Luft.

Da sah er unten in einer Seitengasse Kinder Ringelreihen tanzen. Um das Jüngste tanzten sie, das in der Mitte hockte und sein Gesicht in den Händen verbarg.

„Mariechen warum weineſt du, weineſt du,“ ſangen die kleinen Geſchöpfe und drehten langſam im Kreiſe. Eines ſah dabei auf die kleine Weinerin, ein andres, zurückgelegt mit weitgebreiteten Tanzarmen, den Schwalben nach. Und das dritte ſah Guſtav gerade ins Geſicht mit vollem Kinderblick.

Er war ganz verloren in dieſen Blick. Das Gitter ſchwamm unter ihm, eine ſchwarze Maſſe über dem grauen Meer der Straße. Und in all dem war als einzig Lichtes dieſer Blick und als einzig Klingendes die gezoɡne Weiſe des Kinderliedes.

Er drehte ſich um und ſah Recha mitten im Zimmer faſt drohend daſtehn.

Guſtav war verwandelt. In einem Augenblick fühlte er alles, was ihn an ihr befremdet, geſtört, geärgert hatte, in einen derben Haß zuſammengeballt: Ihr ſingender Tonfall war verlogen, ihr häufiges „ich verſtehe dich gut“ war anmaßend, ihr Lächeln war widerlich vertraut, ohne jedes Erſtaunen, ſelbſtverſtändlich. Es war ja faſt das Lächeln der Verwandten, das immer zu ſagen ſcheint: Was willſt du denn? Du biſt ja gerade wie wir. Wir kennen das.

Er entdeckte mit einemmal, daß ſie vorſpringende Hüften hatte. Er wußte, ihre Hände waren fleiſchig und feucht. Ihr Duft war nicht mehr blumig, ſondern ein Süßpeiſenduft.

Er trat ins Zimmer und faßte nach ſeinem Hut, der auf dem Tiſch lag. Recha, in weiblich raſcher Erkenntnis, kam ihm zuvor und ſagte: „Du biſt nicht

heilig, du hast den Weg zu mir verloren. Du mußt viel allein sein jetzt. Deine Seele —“

Er unterbrach sie heftig. So scharf klang es aus ihm, daß sie zusammenzuckte:

„Laß meine Seele in Ruh!“ rief er und ging aus der Thür.

## VIII

10. Mai

Lieber Rudolf!

Du schreibst mir zwar recht spärlich und beruhigst meine Klagen, wie man einem Kind, das sich ver-  
schluckt hat, auf den Rücken klopft. Trotzdem muß ich zu Dir reden, denn ich bin mittheilbar. Bewahren kann ich mich nicht. Mein Schweigen ist Not und Groll. Meine Seele ist geschwägig.

Ich wohne immer noch spukhaft in dem verlassenen Lebenskreise einer fremden Frau und habe wenig Verkehr mit Altersgenossen, Kameraden, Studenten. Statt brav mein Jus zu studieren, besuche ich neuerdings archäologische und philosophische Vorlesungen. Und dann habe ich ein ach nur recht dilettantisches Interesse für orientalische Sprachen bekommen. Ich bin sogar ein paarmal in das Kolleg des Ägyptologen gegangen: Was da über Laut-, Wort- und Silbenzeichen und die zugleich grammatische und symbolische Bedeutung der Hieroglyphen gelehrt wurde, habe ich mit atemloser Spannung

angehört. Irgendwie geht mich das viel näher an als die englischen Trade Unions, die französischen Syndikate und was einem sonst in der Nationalökonomie als heute äußerst wichtig nahegebracht wird. Aber — ich weiß nicht weiter. Ich kann meine halben Gedanken nicht zu Gedankenkreisen runden.

Und dann ist in dem ewigen Lesen und Lernen eine entsetzliche Passivität. Man bekommt so eine enge einzelne Deutlichkeit des Denkens, eine Heiligkeit, die wehtut wie ein weißlich greller Regenhimmel.

Lernen macht mich gar nicht glücklich. Ich möchte wissen! Für das berühmte Lessingwort vom Glück des Strebens habe ich kein Verständnis.

Es gibt auch gar keinen Beruf, der mich lockt. Es hat nicht gerufen! Mit den Berufen geht es mir wie mit den Kirchen: Ich bin nirgends zugehörig und kann in jede einzelne hinein, aber ebensogut auch in die andre.

Wissen möchte ich und leben. Aber das Leben ist immer das Andre, das Draußen, die Kinder auf dem Bauplatz, der Maurer da drüben, der das dicke Butterbrot isst, das Bäcker mädchen mit dem Korbe.

Ich komme mir manchmal vor wie die Mädchen, die auf den Bänken im Englischen Garten sitzen und über ihre Bücher weg ins Grüne sehen und warten: „Wenn doch eins käme und mich mitnähme.“ Mein Zustand ist unrühmlich. Ich schäme mich, daß ich nicht bei mir selbst zu Hause bin und immer warte auf das Andre.

So stehe ich oft zwischen Lesen und Schreiben lange Zeit am Fenster und sehe in Regen und Sonne hinaus und warte, ob jemand mich besuchen kommt. Ich weiß, es kann schwerlich ein Besuch kommen, ich weiß, es sind nur wenige, deren Kommen mich freuen würde. Und doch stehe ich und warte, bis endlich die Zugeherin erscheint mit der Lampe und der Abend und die Nacht.

Einen seltsamen Traum hatte ich neulich, Rudolf: In der Linken hielt ich eine frische Gerte und schälte sie mit der Rechten ab. Fein glatt löste es sich, außen braun, innen grün. Und darunter erschien die milchige, weiße Haut. Aber indem ich immer mehr Schale abzog und immer mehr Rinde befreite, bekam ich mit einem Mal eine furchtbare Angst, es könnte am Ende nichts übrig bleiben von meiner Gerte, ich könnte sie ganz aufrollen. Und ich war froh, zu erwachen, ehe es dazu kam.

**I**m Vestibül des Konzerthauses sagte eine helle Stimme hinter ihm: „Guten Abend, Herr Pierrot.“

Er sah sich um. Es war das Gänseliefel vom Künstlerfest. Sie setzte eine Bubenmütze auf und sah ihn dabei „überzwerch“ an wie das blonde Mädchen im Volkslied.

„Sie böses Liefel,“ sagte er, als sie draußen auf der Straße waren, „Sie sind mir damals fortgelaufen, haben mich unter den Tannen sitzen lassen.“

„Sie hätten mich halt nicht fortnehmen lassen sollen.“

„Ja, ich bin recht dumm gewesen. Wann werde ich nun wieder die schönen Gänsefieselbeine zu sehen kriegen?“

„Im nächsten Karneval.“

„Ach, ich armer Pierrot!“

Sie lachte wohlwollend. „Begleiten Sie mich ins Café?“

„Ins Café mag ich nicht,“ sagte Gustav, „da sitzen nachher lauter Verehrer von Ihnen und nehmen Sie wieder weg.“

„Ich möchte doch aber gern einen Tee trinken vorm Schlafengehn.“

„Bei mir gibt's besseren Tee als im Café.“

„Aber Sie wohnen gewiß viel zu weit weg.“

„Dafür gibt es ja Wagen.“

Als sie im Wagen saßen, sagte das Lieschen: „Sie kleiner Pierrot, ich kenne Sie kaum, und nun nehmen Sie mich ganz einfach mit!“

Er küßte ihren kühlen Arm und sagte: „Ja, wenn ich Sie nicht nehme, holt Sie wieder ein anderer fort aus meiner Lannenecke.“

Im Hausflur ließ sie sich lange küssen, und als er einmal Atem holte, sagte sie: „Das geht doch eigentlich nicht, daß Sie mich ganz einfach abküssen.“

„Ach,“ sagte er noch atemlos, „es muß doch wohl gehen.“

Nach dem Teetrinken wurde der gute Gustav zu seiner eignen Verwunderung noch wilder. Aber da



strich sie ihm liebärtlich durch das Haar und sah ihn mit feuchten Augen vorwurfsvoll an. Dann sagte sie leise: „Wart noch ein Weilchen.“

Was für ein Segen ist dieses Lieschen, dachte er später, allein durch die Nacht spazierend. Wie gut und gründlich sie küßt und sagt dabei nichts von der Seele!

Sie begleitete ihn im langen Schlafrock und kurzen Hemd bis an die Tür. Dann reichte sie ihm den Schlüssel. Damit mußte er hinunter, das Haus öffnen, das Torkissen einschieben und ihr dann den Schlüssel wieder zurückbringen.

Betäubt ging er wie durch Nebelwellen die Treppe hinab. Aber draußen in der Frühlingsnacht wurde er gleich ganz munter.

Er mochte nicht heim. In der Straße war noch ein Licht: die Weinstube. Trinken wollte er eigentlich nicht, lieber laufen, eine Gebirgstour machen: Er war so rüstig. — Jetzt fängt das wahre Leben an, dachte er. Das wird ein richtiges Verhältnis, und ich werde ein richtiger Mann.

Drüben sah er ein paar Studenten schlaff heimtrollen. Er war böß auf die. Er hätte gern einen Streit mit ihnen gehabt. Plötzlich fiel ihm der dicke Märtens ein, der ihn geprügelt hatte damals in der Quinta. Und er ärgerte sich jetzt nach zehn Jahren über sein frommes Stillhalten. Er redete sich ein, daß es doch Feigheit gewesen war. Er hatte nun genug von seiner ganzen duldbenden wartenden Jugend. Das sollte anders werden.

Aber nun bekam er Durst und trat in die Weinstube. Vorn war schon alles leer. Die Kellnerin räumte die Tische ab. Aber am Ende des schmalen Gangs in der kleinen Hinterstube saßen noch ein paar Stammgäste am letzten Tisch.

Gustav nahm in der Nähe Platz. Ein bräunlich-blasser Jüngling, der den mittellsten Platz an der Tafel der Nachbarn innehatte, sah ihn mit starkem Blicke an. Dunkles Haar fiel in langen Strähnen um den runden priesterlichen Kopf. Nach einer Weile neigte er sich zu einem Gegenübersitzenden und sagte etwas Leises, wobei er wieder Gustav anblickte.

Der andere stand auf. Gustav sah ein Gesicht, das er aus dem Café zu kennen glaubte. „Sind Sie nicht der Bruder von Rudolf Behrendt?“ wurde er gefragt, an den Stammtisch herübergebeten und dem schönen Emanuel vorgestellt.

Man sprach von einer sozialistischen Wahlversammlung, die man am Abend besucht hatte.

Ein junger slavisch aussehender Eiferer schalt auf die lauen „Volksbetrüger“. „Sie speisen auch nur mit Worten, nicht mit Brot. Warum lachst du, Emanuel?“ Der Jüngling antwortete mit einer fast weiblich zarten Stimme: „Glaubst du, daß es wirklich das Brot ist, wonach das Volk schreit?“

„Wonach denn?“

„Das weiß es eben nicht. Nach dem Unbekannten, nach dem, was die Bürger ihm entrispen haben, nach dem Wunder, um das die Vernünftigen es betrügen. Und es ist schon so weit gekommen, daß aus dem Volk

auch eine Art Bürger geworden ist. Ich habe nur Bürgergesichter gesehen heute Abend ringsum."

Wieder begegneten seine Augen Gustav, und seltsamerweise erinnerte ihn dieser Blick an Gottschalk, den ersten Freund, der ihm Erstaunliches, nicht ganz Glaubhaftes gesagt und ihn dabei angesehen hatte, als wollte er sich der Wirkung seiner Worte versichern.

Die dicke Wirtin kam an den Tisch: „Polizeistund, meine Herren.“

Man brach auf, und draußen geriet Gustav an Emanuels Seite.

„Lieben Sie das Volk?“ fragte ihn der plötzlich. Gustav sah vor sich hin und sagte: „Ich bin ein Bürgersohn. Ich sah als Kind gern zu, wenn Handwerker in unster Wohnung arbeiteten, wurde aber meistens weggeschickt. Auch Straßenjungen liebte ich sehr, aber mehr unglücklich.“ Und dann erzählte er das Erlebnis mit den Hinterhauskindern.

Emanuel legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ihnen ist bange vor der Liebe, scheint mir. Sie wahren Ihr Seelchen.“

Gustav schwieg.

„Kommst du nicht schlafen, Emanuel?“ fragte einer der Freunde und näherte ein heißäugiges Gesicht. „Komm, das ist nun schon die dritte Nacht.“

„Ich mag nicht, ich treibe noch weiter. Sie kommen mit, nicht wahr?“ wandte er sich an Gustav.

Die anderen trennten sich von ihnen, wobei Gustav ein paar böse Blicke abbekam.

Als sie einige Schritte gegangen waren, begegnete ihnen ein Weib, das zeigte auf Emanuels Haar: „Hast ja Zotteln wie ein Mädchen.“

Emanuel sah ihr nah ins Auge und fragte: „Wißfallen sie dir?“

Sie wurde schüchtern: „Nein, verzeihen Sie.“

„Hast du eine Schere?“

Sie zog ein Taschenmesser aus ihrer zerlumpten Tasche und knipste eine kleine Schere aus dem Stiel. Emanuel hielt ihr seinen Kopf hin: „Da, schneid dir was ab.“

Sie tat es, küßte dann seine Hand und ging.

„Ein bißchen geekelt hats mich doch,“ sagte Emanuel im Weitergehen und schüttelte sich, „aber man soll sich nicht ekeln. Ekel ist Schwäche, Sünde —. Mißfällt Ihnen mein langes Haar, Herr Bürgersohn?“

„Nein,“ sagte Gustav, „es paßt zu Ihnen.“

„Ja, ich werde daran hängenbleiben, wenn man mich verfolgt, wie Absalom, der Sohn Davids.“

„Sind Sie Anarchist?“ fragte Gustav unvermittelt.

„Das weiß ich nicht, aber vogelfrei bin ich wie alle, die das mürbe Spiel der gegenseitigen Rußnießung nicht mehr mitspielen. Und Sie?“

„Ich spiele wohl überhaupt nicht mit. Aber das Spiel der andren muß ich gehen lassen.“

„Das ist lau und modern,“ tadelte Emanuel, „keiner hat das Recht, sich zu entziehen.“

„Ich bin nicht zugehörig. Ich habe keinen Gott.“

„Keinen Gott?“ sagte Emanuel. „Wo ein Mensch hinkniet zu beten, vor dem steht ein Gott auf.“

Sie standen auf dem Marienplatz unter der Säule.

„In Ihren Augen ist viel Glauben,“ sagte Emanuel, „Gott wird Sie schon wieder holen, Sie kleiner, verlorener Sohn.“

Und er küßte Gustavs Stirn.

Das Bierhaus gegenüber wurde aufgemacht. Morgenarbeiter und Nachtbummler drängten in die erleuchtete Tür.

Emanuel nahm Gustavs Arm und trat ein. Kaum waren sie ein paar Tische entlanggegangen, so standen rechts und links junge Arbeiter auf und griffen nach Emanuels Händen: „Sind Sie wieder da? Küß die Hand, Herr Doktor.“

Sie setzten sich, und von der andren Seite des langen Tisches grüßten Weiber herüber und reichten die Hände. Sie bestellten Grüße von ihren Freunden. Gustav sah seinen Begleiter bewundernd an.

Im lichten Morgen kamen sie in Emanuels Zimmer. Das war schmal wie eine Sänfte.

„Sie haben mich lieb begleitet. Wie ein Pilger sind Sie im grauen Mantel. Aber Sie begleiten nur.“

Gustav mußte bleiben, bis der andre zu Bett lag, und sich zu ihm ans Bett setzen. Auf Tisch und Stühlen lagen Hefte, Bücher, Kleidungsstücke herum. „An dieser Unordnung müssen Sie sich nicht verbrießen“, sagte Emanuel. „Es hat ja keinen Sinn mehr, hier zu ordnen. Wozu noch bauen auf bröckelndem Boden.“

Das Lieschen saß in mausgrauer Toilette. Sie war noch nicht ganz fertig geknöpft und gehakt. Sie hatte die Hände im Schoß. Eigentlich sollte sie ins Konzert, aber sie war doch viel zu müde.

„Also wollen wir hübsch zu Hause bleiben“, sagte Gustav.

„Ach, das schöne Freibillett“, meinte sie.

„Run, dann geh und laß mich hier auf dich warten, Lieschen.“

„Zum Alleingehn habe ich auch keine Lust, und eigentlich muß ich nachher noch Tonleitern üben. Weißt du was, Gust, geh du für mich, paß hübsch auf und erzähle mir dann, wie es war.“

Aber er gab nicht recht acht im Konzert. Er spürte noch den frischen Lavendelgeruch von Lieschens Decken und Tüchern. Und wenn er die Augen schloß, brannte ihn Emanuels Blick, und er fühlte Emanuels Hand auf seiner Schulter und hörte die weiche eindringliche Stimme wie eine Melodie mitten in dem Rauschen der Geigen. Aber lieber wollte er an das Lieschen denken. Und er gab sich so lange Mühe, bis es glückte.

Bald war er wieder an ihrer Tür. Mitten im Zimmer stand ihr Gummiwännchen. Und sie kam im Bademantel in seine Arme. Das Lampenlicht war rot und warm verhüllt.

Weil es ein kalter Regenabend war, hatte sie einen Glühwein gemacht. Sie brachte ihm zu trinken, setzte sich auf seinen Schoß und las in einer alten Familienbibel.

Als Kind war sie doch fromm gewesen! Und wenn sie wirklich einmal heiraten würde, dann nur mit Kirche.

Er schenkte ihr ein. „Gib mir nicht zu viel, Gust, ich kann nichts vertragen. Besonders Glühwein ist mir gefährlich, das war der erste Trank, der mich betrunken gemacht hat.“

„Wo war denn das?“

„Im Kravattengeschäft.“

„Warst du denn mal in einem Geschäft?“

„Ja doch, ich wollte immer gern Geld verdienen. Unsere Mutter hielt mich so knapp. Wenn ich mal ausgehn wollte, gab sie mir fünfzig Pfennige, die mußte ich aber wieder mit nach Hause bringen. Da ging ich dann in ein Geschäft, wo Kravatten genäht wurden. Eine Weile ging es ganz gut. Aber da war eine schon ältere, sie hieß Kläre Lohr. Wir nannten sie das Lörchen. Das Lörchen brachte Glühwein mit ins Atelier. Na, da mußten sie mich nachher nach Hause bringen. Sie stellten mich vor die Tür. Und wie die Mutter dann aufmachte, fiel ich ihr in die Arme. Sie bekam einen Todeschreck, weil ich so grün ausah. Mittags hatte es bei uns Petersiliensuppe gegeben. Nun fürchtete sie, ich hätte eine Schierlingsvergiftung. Sie wurde erst wieder ruhig, als ich auf dem Bette lag und mit einem Mal zu lachen anfing. Aber dann ging sie zur Prinzipalin und nahm mich aus dem Geschäft.“

„Wie bist du denn zur Musik gekommen?“

„Wir hatten doch einen Zimmerhern, der war Musiker, der hörte mich immer singen. Da sagte er

zur Mutter, ich hätte schönes Material. Und dann ist er mit mir ins Konservatorium gegangen, da haben sie meine Stimme entdeckt. Ich bekam Unterricht bei der berühmten Schmied-Neubaur. Die sagte, aus meiner Stimme wollte sie schon was machen. Da war denn auch eine gute Kommerzienrätin, die sich für mich interessierte und ein Vierteljahr lang meine Stunden bezahlte.

Nun dachte ich schon: In einem Jahr bist du eine berühmte Sängerin, in zwei Jahren werden dir die Pferde ausgespannt von den Studenten und in drei Jahren machst du deine Amerikatournee. Aber die Schmied-Neubaur hatte so eine besondere Methode. Beim Üben mußte man einen großen Limonadenlöffel in den Schlund stecken, damit die Stimme herauskam. Das verträgt nicht jeder, weißt du. Ich war nicht die einzige, die eine Kehlkopfgeschichte davon bekam. Wenn es dann so weit war, wurde man zu einem Arzt geschickt. Der war Spezialist dafür. Der sah auch mir in den Hals und sagte: „Ja, ja, Sie haben auch die Limonadenlöffelentzündung. Sie müssen ein Vierteljahr pausieren.“

Ach, Gust, das war hart. Nun konnte ich wieder eine Weile warten mit dem Ruhm und der Amerikatournee. Unser Zimmerherr nahm sich dann wieder meiner an und verschaffte mir hier in München eine Freistelle an der Musikschule. Mein Gott, der arme Mensch, wie ich nun wirklich abreisen sollte, wurde er ganz blaß. Und denke dir, kaum war ich ein paar Tage fort, so hat er sich doch umgebracht.



Die Mutter meinte, es wäre meinetwegen gewesen. Ich habe doch davon nichts gemerkt gehabt. Ich war so unschuldig. — Lach nicht so dumm! Ich habe doch von solchen Sachen nichts gewußt. Vor Liebesgeschichten hatte ich immer einen heiligen Schrecken, besonders weil bei uns im Hause so eine Dame wohnte, du weißt schon —. Mit der hielten wir doch zusammen das Tageblatt. Ich mußte es immer zu ihr hinunterbringen. Da hat sie mir öfters vom Leben erzählt. Lustig war das nicht. Sie ist auch ganz schwermütig davon geworden. „Lange mache ich nicht mehr mit“, hat sie gesagt. Einmal, wie ich mit der Zeitung hinunterkomme, ist ihre Türe nur angelehnt. Ich gehe über den Flur. Die Schlafzimmertür steht auch auf. Ich stolpere fast über den Divan. Da liegt sie am Boden, und neben ihr steht ein Glas, darin schwimmen Streichhölzertuppen. Wie ich sie nun nah ansehe, hat sie ganz vorgetretne Augen: hat sich vergiftet! Also ich in meiner Herzensangst gab ihr zunächst einen Stoß vor den Bauch. Das hat auch richtig geholfen, hat dann der Arzt gesagt — lach doch nicht immer. Dir kann man ja gar nichts Ernstes erzählen.“

„Ach, Lieschen,“ sagte er ganz glücklich, „erzähle nur immer weiter.“ Aber nun wollte sie nicht mehr.

Als die neue Freundin bei Gustav zu Besuch war, wollte sie gleich eine Küchenschürze umbinden und kochen. „Ich bin nämlich sehr häuslich,“ versicherte sie.

Die alte Aufwärterin kam hinzu, als Lieschen vorm Feuer stand und Rühreier bereitete. „Das Fräulein tut zuviel Butter an die Eier,“ meinte die Alte zu Gustav, der zusah.

— Sie ist wirklich lieb häuslich, dachte er, nur schade, daß sie es selbst gesagt hat. — Dabei fiel ihm sonst noch allerlei ein, was sie selbst gesagt hatte.

Lieschen war ihm ein bißchen böse, weil er gestern mitten in der Nacht von ihr fortgelaufen war. — Er konnte nicht schlafen, er mußte umherlaufen, hatte er gesagt. Sie wollte bis zum Dessert schmollen und dann wieder gut werden.

Aber Gustav merkte weder, daß sie schmollte, noch daß sie aufhörte zu schmollen. Er wunderte sich, daß unter Gerdas Hängelampe ein fremdes Wesen saß und so tat, als wäre es hier zu Haus.

Gestern nacht hatte er gehofft, Emanuel zu treffen. Der sollte ihm helfen, sich zurechtzufinden. Aber in der Weinwirtschaft erfuhr er, daß Emanuel morgens in die Schweiz hatte reisen müssen.

„Hör einmal, Gust,“ sagte Lieschen, „guck nicht immer an mir vorbei ins Leere. Wo hast du denn deine Gedanken? Weißt du, was ich glaube? — Du liebst eigentlich die Broderson.“

Gustav wollte irgendwas leicht hinsagen, aber es glückte nicht, er neigte sich vor und küßte Lieschens Hand. Tränen kamen ihm in die Augen.

„Ach, mit euch jungen Buben ist nichts Rechtes anzufangen,“ sagte sie. „Komm, bring mich ins Café. Ich muß sowieso mit den Herren vom

Kabarett sprechen. Ich werde mich vielleicht engagieren lassen.“

„Was willst du denn singen?“

„Ernstes Lieder. Das ist jetzt sehr beliebt beim Variété.“

Er begleitete sie bis zum Café. Er sah ihr nach, wie sie die Glastür aufschob und brav und sicher auf den Tisch der Künstler zuging.

— Wie tüchtig sie ist, dachte er. Aber mit der Liebe ist es nun wohl vorbei. Es war freundlich von ihr, auf Gerda eifersüchtig zu sein. — Da geht das rechtschaffne Glück von mir fort.

## IX

Vortrefflich also, daß Sie an die Bahn gekommen sind, lieber Gustav,“ sagte Dören, „wir hatten es kaum erwartet. Haben erst im letzten Moment telegraphiert.“

„Ja, vortrefflich, mein Verehrter“, sagte der lange Schwettau.

„Es wundert mich selbst, daß aus der Münchner Reise was wurde,“ fuhr Dören fort, „eigentlich sollte ich nach Budapest in väterlichen Geschäften. Na, die Sache ließ sich brieflich erledigen. Es wird genügen, wenn ich übermorgen weiterreise. Und hier habe ich auch dringende Affären: Hier lebt nämlich eine Dame, die will sich also — von Zeit zu Zeit was antun. So eine Art Quartalweltschmerz. Da muß

ich schnell nach dem Rechten sehn. Wir werden bei ihr wohnen. Ubrigens eine famose Frau, geschieden und lebenslustig bis auf den zeitweiligen Welt-schmerz. Kommen Sie nur gleich mit. Das wird Sie interessieren."

Der Wagen fuhr die Maximilianstraße hinauf.

"Angenehme Stadt," sagte Dören, "Straßen etwas leer. Sieht immer noch so aus wie vor zehn Jahren, als ich zuletzt hier war. Da ist ja auch das talentvolle Palais."

Schwettau fand es ähnlich den „Kulissenhäusern, die für Feuerwehrrübungen aufgebaut werden."

Bei der geschiednen Frau trafen die Herren viel Gesellschaft an. Frau Nier schenkte ihnen gleich Sekt ein. Sie war sehr groß und hatte ein blasses rundes Puppengesicht mit kleinen glänzenden Augen. Sie nahm Dören beiseite in ein Nebenzimmer, um Ernstes mit ihm zu besprechen.

Ein alter Hoffchauspieler unterhielt Schwettau von dem neugebauten Festspieltheater.

Eine dicke Sängerin fragte Gustav nach seinem Bruder Rudolf. „Er hat mir eine Komposition versprochen, ein Lied in meiner Lage. Er kennt meine Stimme gut. Ich habe damals seine Lieder freiert. Wir hatten durchschlagenden Erfolg. Aber der Undankbare hat sein Versprechen vergessen. Schreiben Sie ihm, schreiben Sie ihm bald. Wir könnten ihm gleich alle eine Karte schreiben!"

Frau Nier erschien wieder und stellte einen jungen österreichischen Offizier vor. Der glaubte Gu-

stav vom Sehen zu kennen. „Sie leben doch da draußen, schon fast am Land, nicht wahr, bei der geistvollen Dame, wie heißt sie doch? Mein Freund, der Lulu, kennt sie.“

Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf Gustav gelenkt. Man bat ihn, die Broderson mitzubringen zum nächsten Donnerstages. Man wollte ihr vorgestellt sein. Man bedauerte dann, daß sie jetzt gerade auf dem Land wäre.

„Sie soll ein so originelles Künstlerheim haben,“ sagte ein rundlicher Bankier, „man erzählt von einer indischen Wiege, die sie von der Weltreise mitgebracht habe.“

Man wollte gern die berühmte Sibylle kennen lernen. Ob die wirklich in Konstantinopel geboren wäre?

Ja, das wußte Gustav nicht. „Aber die Wohnung,“ sagte er, „ist sehr einfach. Ich wohne jetzt ganz allein darin.“

„Ach, das muß originell sein!“

Dören schlug vor, Gustav morgen zu besuchen in der originell einfachen Wohnung. Alle Welt war einverstanden. Man wolle ein Picnic veranstalten.

Dem Gustav graute ein wenig vor den vielen Leuten. Aber was sollte er tun?

Der österreichische Offizier bedauerte, daß sein Freund Lulu nicht von der Partie sein konnte. Das war ein so amüsanter Mensch. „Der unterhält Ihnen also ganz allein eine ganze Gesellschaft.“

Am nächsten Morgen wachte Gustav von einem Ruß auf. Sibylle saß auf seinem Bett und lachte. Gerda stand in der Thür. Sie war gekommen, einen durchreisenden Vetter in München zu begrüßen.

„O Gott,“ sagte Gustav, „Sie werden mir böse sein! Was habe ich angerichtet!“ Und er erzählte die bevorstehende Abendgesellschaft.

„Das paßt ausgezeichnet,“ sagte sie, „der Herr Vetter macht gern, was man ‚Betrieb‘ nennt. Der wird sich mit Ihren Schauspielern, Leutnants und geschiednen Frauen gut verstehen. Stan kommt vielleicht auch noch. Der kann dann seine Kochkünste entwickeln.“

Am Spätnachmittag kam der Vetter, ein jovialer Landjunker. Er hatte einige Flaschen alten Bordeaux mitgebracht, der vor allem gleich gewärmt werden mußte. Am besten an einem richtigen Kamin. Aber das gabs ja hier nicht. Für Gasherd war das Weinchen eigentlich zu schade.

Eine Stunde später erschien Stan, begleitet von einer rothaarigen Engländerin, die sehr entzückt war, die Broderson kennen zu lernen. „O, ich habe soviel von Ihnen gehört, o ich bin froh, Sie zu sehn.“

„Wir haben Karpfen mitgebracht“, sagte Stan.

„O, er wird kochen“, rief die Miß. „Es wird sehr interessant sein.“

Stan wirtschaftete gleich in Hemdsärmeln am Herd im Flur. Die Miß lorgnettierte seine Hände, die die Karpfen abschabten. „O, wie ist es interessant!“ rief sie von Zeit zu Zeit aus.

Nun klingelte es alle fünf Minuten. Und alle kamen an. Damen, Schauspieler, Leutnant, Bankier, zuletzt Dören und Schwettau, beladen mit Paketen.

Zu dem hors d'œuvre wurde Sekt getrunken, zu den Karpfen des Betters alter Bordeaux. In drei Zimmern waren Tische gedeckt.

Der Kommerzienrat bewunderte Sibylles Wiege, obwohl sie nicht indisch, sondern nur balkanisch war. Die geschiednen Frauen bestaunten bulgarische Stickereien. Dören und der Betteer redeten sachlich von Weinsorten.

Mit einmal war Lieschen da. Die wollte Gustav zum Kabarett abholen. Aber als sie so lustige Gesellschaft fand, zog sie es vor, zu bleiben und mitzutrinken. Schwettau interessierte sich gleich sehr für sie: und es dauerte gar nicht lange, so saß sie auf seinem Schoß. Er hielt sie edig umschlungen und ließ sie durch sein Monokel in die Welt schauen.

Der Hoffchauspieler suchte die Miß für seine Erlolge auf der neuen Bühne zu erwärmen. Aber sie sank immer wieder an Gerdas Brust, sah Stan mit verglasten Augen an und rief: „Oh, wie ist er interessant!“

Frau Mier legte ihren Arm dem jungen Leutnant um die Schulter und ließ sich von seinem Freund Lulu erzählen.

Um Mitternacht lud Stan die ganze Gesellschaft in sein Atelier ein. Es war ja nicht weit von hier, und bei ihm gab es türkischen Kaffee.

„Ich kann aber mein Kind nicht allein lassen,“ sagte Gerda. Gustav erbot sich, bei Sibylle zu wachen. Das fand man rührend.

So saß er denn mit einemmal allein neben Sibylles Bett in Gerdas Schlafzimmer, das er die ganze Zeit nicht betreten hatte. Er las bei einer Kerze, ohne zu verstehn, was er las. Der Vetter hatte die letzte Flasche Bordeaux vor ihn auf den Tisch gestellt. Davon trank er von Zeit zu Zeit einen Schluck. Dann neigte er sich wieder zu dem schlafenden Kind.

Als seine Flasche leer und das Licht heruntergebrannt war, schlief er mit dem Kopf am Fußende des Kinderbettes ein.

Im Traum saß er zu Füßen der Mutter auf der kleinen Fußbank, und Rudolf zeigte ihm in einem Bilderbuch alle die Gestalten von heut abend, die dann aus den Blättern hervorspazierten, lachten und tranken.

Er fuhr auf und sah Gerda vor sich stehn. Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn.

Er wollte ihr soviel sagen, aber er brachte immer nur ihren Namen vor: „Gerda, Frau Gerda!“

„Sei nur still, guter Gustel,“ flüsterte sie, „du weckst ja das Kind auf.“

Er küßte ihre Hände und als sie sich ihm entzogen, ihr Kleid. Er war ganz selig vor lauter Unglück.

Sie suchte abzulenken, sie sprach von den andern. „Die meisten Menschen sind nur fidele Hühner“, resümierte sie.



Aber er wußte nur von ihr und sich und stammelte immer wieder: „Ich lebe gar nicht. Ach, gebt mir doch zu leben. Ich habe mich schon als Kind umgebracht. Wovon soll ich nun leben?“

Schließlich brachte sie ihn hinüber in sein Zimmer und legte ihn zu Bett wie ein Kind. Er phantasierte trunken weiter von der Mutter und Gott und ihr.

„Ich hätte ihm doch den guten Ball opfern sollen“, sagte er zuletzt und schlief unter Gerdas Händen ein.

Am andern Tage war er recht niedergeschlagen. Aber die gütige Frau behandelte ihn schonend und unbefangen.

Es war ein herrlicher Junitag. Stan kam sie abzuholen in den Englischen Garten. Er erzählte noch viel von den Gästen. Dören war mit der Miß an den Starnberger See gefahren. Schwettau wollte morgen nach Wien und das Lieschen sollte ihn begleiten.

Gustav durfte die Sibylle auf dem See rudern. Er sah verloren in ihr sonnengelbes Haar, das im Abendwind wehte.

Auf dem Heimweg gab es Sternschnuppen zu sehen. Sibylle jauchzte immer, wenn wieder eine fiel.

„Ach, Sibylle,“ sagte Gustav, „heute sehen die Sterne aus wie Glühwürmchen.“

Das Kind, das gerade anfing, Himmelstunde zu lernen, sagte nachdenklich: „Also leben wir auf einem Glühwürmchen.“

# Viertes Buch



**E**in paar Tage nach der Abreise der Freunde bekam Gustav von einem akademischen Verein eine Einladung zur Feier der Johannisnacht im Isartal.

Er holte sich am Tage des Festes sein Billett und ging dann, ein Kostüm zu besorgen.

Aber auf der Schwelle der Maskengarderobe kehrte er um. Er hatte alle Lust verloren. Er dachte an seinen lächerlichen Pierrot auf dem Künstlerfest. Die Maler hatten es gut: die nähten sich ein paar Atelierlappen zusammen und waren kostümiert. Stan, der ihm etwas hätte leihen können, war nicht da. Den andern, die er nur so vom Café kannte, wollte er nicht zur Last fallen. Und ohne Festkleid mochte er nicht zum Fest. Ziellos lief er durch dumpfstaubige Straßen und kam auf den Bahnhof, als gerade der Extrazug der Akademiker abgefahren war. Er ging hinüber zum Augustinerkeller, saß auf einer langen Bank an langer Tafel ganz allein und trank und rauchte wie ein alter Bürger. Die mattbeleuchtete Gartennacht tat ihm wohl. Er hatte die Johannisfeier schon halb vergessen.

Da kamen Leute, setzten sich an seinen Tisch und redeten. Das machte ihn wieder unruhig, er dachte an Musik und tanzende Mädchen: er sah ihre Flatterhemden aufleuchten über dem Feuer. Ihn beschlich die Angst, das Leben zu versäumen.

Und eine Viertelstunde später saß er im letzten Zug, der noch hinausging, und fuhr mit klopfendem

Herzen über Land. Er wußte: es wird schön werden. Er war so glücksgewiß wie nicht einmal nachher im Glück.

Von der Station ging der Weg durch einen Buchenwald hinunter zu der Festwiese. Es war bald Mitternacht. Die Scheiter des Johannisfeuers wurden gerade angesteckt, als er näher kam.

Nun sprangen zuerst Waldschrate und wilde Wapenmänner durch den Rauch. Dann nahmen sie Mädchen an die Hand und flogen paarweise. Und die Mädchen schrien auf vor Angst und Übermut.

Unbemerkt war Gustav angekommen. Er stellte sich dicht an die Scheiter und ließ sich das bunte Volk entgegenschimmern und springen. In all dem Rauch, dem roten Züngeln und dem Taumel der Gestalten erkannte er noch niemand. Er mochte sich auch nicht unter den zuschauenden Gruppen nach Bekannten umsehen. Ihm fehlte ja das richtige Gewand, um sich unter die fahrenden Schüler, Zigeuner, Kobolde und Elfen zu mischen. Er genierte sich in seinem alltäglichen Sommerrock, verlor auch schon die Lust an dem beständigen Zuschauen, fand manche Springer und Springerinnen abgeschmact und affektiert, die er bei guter Laune komisch und rührend gefunden hätte, und bekam Langeweile.

Je mehr die Flammen nachließen, um so rascher hintereinander kamen Paare und einzelne herübergeflogen.

Gustav wollte gerade seinen Platz verlassen und sich nach einem Trunk umtun, da hörte er einen hellen

Schrei und sah was Weißes im Feuer und helles Haar darüber wehen, das fast rot war vom Flammenschein. Zwei Arme ruderten ängstlich da oben, der Saum des Kleides glühte. Dann flog ihm ein roter Stoffrosenkranz mitten ins Gesicht. Und hinterdrein taumelte ein liches Geschöpf in seine Arme.

„Brenne ich nicht?“ flüsterte sie, „ich bin so kurz-sichtig.“

Nein, sie brannte nicht.

Wie schnell alles geht, dachte Gustav, kaum bin ich da und habe schon das Glück im Arm.

Langsam trug er das zitternde Mädchen zur nächsten Bank des Wirtsgartens. Den Kranz setzte er ihr wieder auf und streichelte das Haar. Das war rechts und links in runde Schnecken geöpft und dazwischen war das Gesicht wie zwischen goldnen Spangen.

„Ich bin zu früh abgesprungen“, sagte sie. „Mir war schon vorher, als lief ich im Feuer. Es ist das erste Mal, daß ich so etwas mitmache.“

Aber als sie sich etwas erholt hatte, wollte sie doch noch einmal das Spiel versuchen. Und er mußte mit ihr durch das Feuer springen. Beim Aufsprung streifte ihn ihre Brust, er glaubte das hastige Klopfen ihres Herzens zu fühlen. Er mußte an den Herzschlag eines kleinen Vogels denken, den man irgendwo aufgreift und in die Hand nimmt.

Dann strömte alles zum Tanzen in den Saal und zu dem Bauerntanzboden in der runden offenen Halle. Und die beiden trieben mit und tanzten drinnen und draußen.

Sie lag ganz leicht in seinem Arm, ja fast nur in seiner Hand. Dabei kam es ihm vor, als führte sie. Man wurde gar nicht müde.

So oft die Musik aussetzte, bekam Gustav Angst, sie könnte zu den andern wollen, ihn allein lassen. Aber sie blieb.

Draußen im Halbdunkel unter den Bäumen war eine Bank. Zu der führte er sie bisweilen. Sie sahen zum Himmel hinauf: da waren die vielen Sterne. Sie kannte alle beim Namen. Zu Haus hatte ihr Vater eine Sternkarte zum Verschleiben eingerichtet. Die mußte sie immer einstellen.

Drinnen im Saal wurde es heiß. Man mußte etwas trinken. Sie wollte Zitronenlimonade, aber sie bekam Sekt, so tüchtig war Gustav heute.

Und wie sie dann wieder hinaustraten in die Nacht, faßte sie taumelig nach seinem Arm. Er umschlang sie. Er hätte sie am liebsten aufgehoben und wieder getragen.

Aber so fest brauchte er doch nicht zu fassen, meinte sie. Sie verlor die Direktion nicht. Sie könnte auf einem Seil spazieren gehn.

Ja, nun war es mit einemmal drei Uhr morgens, und gleich fuhr der Extrazug ab.

„Das ist doch traurig, jetzt Eisenbahn fahren zu müssen“, sagte sie.

Und er: „Wir fahren einfach nicht mit. Wir bleiben im Walde und warten auf den Tag.“ Er sagte das so hin.

Aber sie nahm es ganz ernst und meinte, das wäre

ein guter Gedanke. Man konnte ja den letzten Zug versäumt haben.

Und sie versteckten sich unter den Bäumen im Gebüsch und ließen die anderen fortgehn. Gustav mußte an die ersten Menschen im Buschwerk des Paradieses denken, die sich vor dem Herrn verbergen.

Er faßte im Dunklen nach ihrer Hand und tastete von den Fingern hinauf zu dem schmalen Gelenk. Da gab es ein schwächtiges Knöchelchen zu fühlen. Das mußte die ganze Hand tragen. Und er meinte, das müßte zu schwer sein für so ein Knöchel und nahm ihm die Arbeit ab. Ihre Finger lagen leicht auf seinem Handrücken. Das machte ihn sehr glücklich.

Aber dann kam ihre andre Hand und fand seine andre, und mit einmal fühlte er ihre beiden Pulse klopfen und hielt in den Händen den ganzen Kreislauf ihres Blutes.

So saßen diese beiden lange und sprachen kein Wort. Und schweigend standen sie auf, gingen an den düster rauchenden Scheitern vorbei und langsam hinauf in den Wald.

Als sie unter die ersten Bäume kamen, sagte sie das eine Wort: „Müde“.

Er blieb unter einer großen Buche stehen und breitete seinen Mantel über Moos und Wurzeln aus. Sie legte sich darauf und schloß gleich die Augen.

Gustav konnte nicht sehn, ob sie wirklich schlief. Er kam ganz langsam näher, bis er ihren leisen Atem fühlte. Ihre Augen blieben geschlossen. Er küßte ihren Hals, da wo der Puls pochte. Und davon war plötz-



lich all seine Sehnsucht still. Seine Lippen blieben an ihrem Halse. Die Augen fielen ihm zu.

Als sie wieder aufgingen, dämmerte es schon ringsum. Gustav richtete sich auf, sah die Schlafende an, und wunderte sich: er wußte nicht einmal ihren Namen. Wer war eigentlich diese junge Dame mit dem vielen blonden Haar?

Dann dachte er: Sie kennt mich kaum und bleibt mit mir allein im Wald, läßt sich in die Arme nehmen, küssen — nun weiß ich nicht weiter. Da liegt das Leben, und ich?

Ein Kältestrom ging ihm durch den Rücken.

Ein Vogel pfiß über ihm. Das Mädchen schlug die Augen auf.

Und gleichzeitig fragten sie beide: „Wie heißen Sie eigentlich?“

„Gustav.“

„Marianne.“

Sie erhob sich schnell, ehe er ihr helfen konnte. Sie ging voran, den Waldhügel hinunter zur Wiese. Als sie auf die Wiese kamen, war schon heller Tag.

Über den schwarzen Scheitern des abgebrannten Feuers wölkte noch bleich der Rauch.

Die Morgensonne zog Schimmerfäden durch Mariannes dünnes zerknittertes Kleid. Ihre ganze Erscheinung bekam etwas Durchsichtiges, Körperloses.

Waren es nur seine überwachten Sinne? Er sah sie schweben, auf den Spitzen der Grasshalme gleiten. Er konnte ihr kein Wort sagen, solange sie über Feld gingen.

Beide waren ein bißchen verlegen, als sie in der Eisenbahn einander gegenüber saßen. Sie versuchten von irgend etwas zu sprechen. Aber es wurde nichts. Marianne half sich mit Müdessein und noch ein wenig Schlafen.

Er war ihr fast böse, daß sie nicht auf den Halmen der Wiese in Luft zergangen war.

Eine Stunde später, als sie hinter der Akademie verschwand — vor ihre Tür wollte sie nicht begleitet sein — war er fest überzeugt, er würde sie nie wieder sehen, obwohl sie zu schreiben versprochen hatte.

**A**ber das Abenteuer blieb in seinen Sinnen und Gedanken. Mitten im Kolleg mußte er an ihren Taumelsprung denken und lachen.

Im Einschlafen spürte er manchmal den Duft ihres Haares, fühlte mitten in seiner Brust ihren hastigen Herzschlag.

Er aß wenig, lief viel umher, meinte sich zu langweilen und war glücklich.

Nach etwa fünf Tagen kam eine Karte mit großen Buchstaben, die sich ihm entgegendehnten und schräg entzogen. Darunter stand ein großes M. Marianne hatte Wort gehalten: sie gab ihm ein Stellbichein am Siegestor Sonntag nachmittag.

Gustav war sehr früh da und ging an dem niedrigen Rasenzaun auf und ab. An der Straßenecke stand die alte Blumenverkäuferin. Die hatte noch Veilchen und Tulpen und schon Rosen und Nelken in ihrem Korb. Aber er mußte an die gemachten Blumen des

Festtranzes denken, und so konnte er der Marianne keine wirklichen reichen, als sie vor ihm stand.

Sie trug ein Kleid mit viereckigem Ausschnitt. Der freie Hals war von einer Goldborte umrahmt. Gustav konnte ihr noch nicht recht in die Augen schauen und sprach immer zu der Goldborte.

Sie gingen in den Park. Da wimmelte es von schwarzen Sonntagsbürgern mit ihren weißen Frauen und Töchtern. Während er sie durch die Menschengruppen leitete und sich nachdrängte, erzählte er hastig vielerlei von Festen, von dem Bruder, vom Studium, und zwischendurch gab es immer kleine Verlegenheitspausen. Denn Marianne sagte fast gar nichts. Er erfuhr nebenbei, daß sie aus dem Fränkischen war und hier auf ein Jahr die Kunstgewerbeschule besuchte.

So gingen sie den Weg zu dem Monopteros hinauf. Und weil da nicht so viel Volk war, durch das man sich zwingen mußte, wurden Gustavs Reden auch etwas ruhiger und die Pausen nicht so leer.

Oben waren sie ein paar Minuten ganz allein und saßen auf den Stufen, Marianne an eine Säule gelehnt. Er, etwas tiefer, schaute bald zu ihr hinauf, bald über ihre Hände und Knie hin zu den Büschen am Hügel und hinunter zu den schönen einzelnstehenden Bäumen am Wege und über all dies volle Grün hinüber zu dem kühlen Graugrün der Theatiner Kirchenkuppeln.

Und weil hier schon so viele zu zweien über Park und Dächer der Stadt München hingeschaut hatten,

von denen später manche mit einander glücklich wurden, so bekam Gustav ein Gefühl von Sicherheit. Und der große Strohhut neben ihm verbarg nicht mehr ein fremdes Wesen, sondern bedeckte ein fast vertrautes. Er neigte sich näher zu ihr, und sie sah ihn von der Seite an und lächelte, lächelte aber nur über seine Krawatte, die nicht gut gebunden war. Sie wollte sie ihm besser binden. Und so kam er, während sie an den Zipfeln zog und bastelte, mit unter den großen Strohhut. Darunter war es wie in einer Strandhütte, durch deren Geflecht die Sonnenstrahlen rinnen.

Als sie vom Tempelhügel hinuntergingen, nahm Gustav sich vor, vernünftig zu Werk zu gehn wie die andern. Aber kaum waren sie bei den wilden Büschen am Wege, wo Marianne Clematis suchte, Baumborke besah und auf die Mistelbüsche oben in den Zweigen zeigte, da hatte er schon alle Strategie verloren. Er dachte nicht mehr an sich und sie zusammen, und was aus ihnen beiden werden sollte, er sah nur noch sie, wie ihre Augen wanderten, wie ihre Finger suchten und tasteten. Er wäre am liebsten unsichtbar gewesen um sie her, damit sie das alles noch eigner und einsamer täte. Und vor lauter Liebe zu ihr hatte er schier vergessen, daß es doch seine Liebe war.

So waren sie immer weiter in den Park gewandert. Und als sie nun heim wollten, kamen sie auf einen Weg, der durch abendliche Wiesen auf den Vorstadtfriedhof führte.

Sie traten in die kühle steinerne Halle und beschriften den Gang mit den Füßen der Aufgebahrten. Vor einem weißeingekleideten Kinde, das in toten Händen Blumen hielt, blieb Marianne lange stehen.

„Wie lieb es ist,“ flüsterte sie, „zuckerweiß, wie ein Firmelkind.“

Gustav trat erschrocken zurück. Sie aber nestelte an ihrem Gürtel und hob eine Lorgnette an die Augen, um den lieben Tod genauer zu besehen. Gustav ging voran ins Freie.

Draußen sah sie nach der Uhr und mußte eilends nach Hause. Er wollte sie begleiten, aber sie stieg schnell in die Trambahn, die gerade ankam, und winkte: Auf Wiedersehen.

Zu Haus besah er Bilder aus seinem großen altmodischen Kasten mit dem goldgestickten Riesenmonogramm. Da war eine Cornelia in Uniform als Regimentstochter, die Hand grüßend an die Mühe gelegt, da war die Martha Herder im Profil auf ein Buch schauend, dann ein verblaßtes Bild der Recha, die Brodersen und ihre Sibylle im Gras spielend, — dazu dachte er nun noch die Marianne mit der Lorgnette an der Friedhofsnische.

— Wer sind all die fremden Frauen? — Er nahm ein Bild der Mutter hervor, suchte sie vorzustellen, sich zu erinnern an einzelnes. Aber gerade heut war seine Phantasie arm, und er begab sich an einen Studentenstammtisch, wo über die deutsche Flotte geredet wurde.

Zwei Tage später kam von der vermeintlich fremden Marianne ein zweiter Brief, dessen bloßer Anblick ihn in zitternde Erregung versetzte. Diesmal sollten sie einen ganzen Nachmittag im Isartal zusammen sein.

Es war ein heißer Tag. Marianne trug ein ganz dünnes Kleidchen mit kräuselndem Schultertragen und Faltenärmeln. Es war so rosa, wie „schönes Wetter“ in dem Farbenbarometer, den er als Kind am Fenster hatte. Er sagte ihr das auch, und sie ließ sich gern ein bißchen komisch finden. Das Komische war eine neue Möglichkeit, näher zu kommen.

Sie lachten miteinander über die Halswampe des Zuckerbäckers und Lichtziehers im Dorfe, über die quakenden Frösche im Teich, über sich und alles. Sie haschten einander wie Kinder den Weg hinunter zum Walde.

Als sie tief im Wald waren, bat er sie plötzlich und feck, ihr Haar aufzumachen, damit er sähe, wie lang es wäre.

„So lang,“ sagte sie und tat die Hand an die Hüfte.

Er wollte es aber sehen, nicht bloß wissen.

Während sie es langsam aufmachte, fühlte er schon sein Gesicht in der blonden Fülle begraben, fühlte den Tag durch die Strähnen in seine Augen tropfen.

Aber als es nun aufgelöst, schwer an ihrer schmalen Gestalt herabhing, sah er mit einmal nicht mehr

die niedliche Marianne in ihrem komischen rosa Kleidchen, er sah ein Märchenkind im Walde im armen Hemd und reichen Strahlenmantel seines Haares. Er faßte nicht an.

Und Marianne sah einen, der gar nicht freundlich dreinblickte. Und da er nichts tat als schauen, schämte sie sich und sagte: „Es ist doch schwer und macht heiß.“

Und sie flocht sich wieder Zöpfe. Dabei sah sie ihn mit einer Art Vorwurfsmiene an. Er bückte sich und pflückte ihr Blumen.

Aus den Blumen machte sie dann einen blauen und weißen Kranz, nahm den großen Strohhut ab und setzte den Kranz auf. Den Hut trug sie am Arm wie eine Pilgerin aus der Romanze. Von ihrem Kranz flatterten die Blütenblätter, während sie den Hügel hinunter zur Station gingen.

In der Bahn waren Mariannes Wangen noch rot vom raschen Gang. Gustav sah beständig den schmalen Mädchenhals an, und plötzlich näherte er ungeschickt seine Lippen. Marianne hielt ihn leicht und fest von sich ab.

Schon verlor er alle Hoffnung, daß sie nun noch mit zu ihm kommen würde, wie sie es halb und halb versprochen hatte. Er wagte nichts davon zu sagen, weder im Zug noch nachher in der Trambahn.

Als aber der Wagen am Siegestor hielt, blieb sie ruhig sitzen und fragte: „Wie spät ist es?“ „Ein Viertel vor sechs,“ sagte er. Sie nickte und fuhr mit zu ihm.

Durch die halbzugezogenen Vorhänge floß röthliches Licht in das dämmernde Zimmer. Marianne ging erst ein wenig umher, freute sich an dem großen Bauertisch, der wacker auf seinen schrägen Stützen stand, an der blauen Blumenschale, in die sie den Kranz tat, an der großen Hängelampe. Sie ging an dem Bücherbord entlang und strich mit der Hand freundschaftlich über die Einbände. Dann setzte sie sich in den Schaukelstuhl.

Gustav suchte in der Kammer nach Vorräten. Es gab nur ein paar süße Kuchen, dazu kochte er bittern Tee. Er hatte weder Milch noch Zucker da.

Solange sie im Schaukelstuhl saß, lief er unruhig im Zimmer umher, zeigte und holte allerlei, und trug es kaum besehn wieder fort. Aber dann war sie so freundlich müde zu werden, legte sich auf den Divan und schloß die Augen.

Er saß zu ihren Füßen und tastete an ihren Schuhen herum. Es waren Halbschuhe, etwas abgetreten mit dicken schwarzen Schleifen. Die Schleifen hatten so etwas wie Gesichtsausdruck. Er mußte an die Stiefmütterchen im Beet des Gartens daheim denken. Seine Finger zitterten vor Zärtlichkeit.

Mariannes Rechte hing am Divanrand herab, die Linke lag unterm Kopfkissen. Er beugte sich zu der hängenden Hand und drückte seine Lippen auf jedes Glied. Er grub sich ihre Nägel in die Augenwinkel, er bog die Finger weit zurück und küßte die Handwurzel. Dann nahm er wieder die ganze Hand und ließ sie aus seiner Linken in die Rechte, aus der



Rechten in die Linke gleiten; sie war fast ohne Gewicht.

Je dunkler es wurde, um so stärker duftete der Waldblumenkranz in der Schale.

Und endlich gab er die Finger frei, und sein Kopf sank in Mariannes Schoß. Ihre Hand folgte und strich leise über sein wirres Haar.

Aber dann mußte sie fort, heim zum Essen. Ehe Gustav ganz bei Sinnen war, stand sie schon auf der Treppe, vor der Thür, auf der Straße.

Als er wieder in das Zimmer trat, fiel das Licht der Kerze, die er in der Hand hielt, auf den großen Globus, der zu seinem Erstaunen mitten auf dem Tisch stand. Wovon war er denn so bunt? Er war ganz überdeckt mit Blumen, blauen und weißen.

Marianne hatte im Fortgehn, als er nicht recht acht gab, eilends sein Zimmer, seine Welt bekränzt. Das Herz in der Brust zog sich ihm zusammen und wurde dann, als Tränen kamen, weit.

Die ganze Nacht lag er wach vor Glück. Die Thür zum Wohnzimmer ließ er auf, um den Kranz im Mondschein zu sehn.

**A**ber am nächsten Tage stand Marianne vor ihm auf der Türschwelle, hatte den Kopf traurig zur Seite geneigt und wollte erst gar nicht hereinkommen. Er faßte nach ihren Händen und sah sie fragend an.

„In ein paar Tagen muß ich fort nach Hause,“ sagte sie, „und weiß nicht, wann ich wiederkommen darf.“

Sie ging an ihm vorüber ins Zimmer. Er sah ihr traurig nach, wie sie ans Fenster trat.

Aber schon lächelte sie wieder, denn die große weiße Nachbarstake kam vom Dach herabgeklettert auf die Fensterbank. Sie duckte sich lustern und ließ sich von Marianne streicheln. Dann drehte sie den Kopf und schlickte mit rotem Zünglein an Mariannes Fingern.

„Das ist eigentlich gefährlich,“ sagte Marianne, „man kann Würmer davon bekommen.“

Gustav nahm die gefährdete Hand und küßte sie. Er hätte ihr soviel zu sagen gehabt. So durfte sie doch nicht von ihm fortreisen.

Aber wie sie nun so ruhig weiter die Kage streichelte und auf die Wiese hinauschaute und heiter ausah, weil die Sonne auf ihr Haar und ihre Hände schien, beschloß er, ihr nie eine Erklärung zu machen und nie nach ihren eignen Gefühlen zu fragen. Sie war das Glück. Sie wußte nicht von sich selbst. Man konnte doch mit dem Glück nicht vom Glück reden.

Am andern Morgen erschien sie mit dem roten Festkranz in der Hand.

„Der Blumenkranz auf dem Globus verwelkt. Ich will den Stoffkranz drauf tun, zum Andenken — an unser Fest.“

Sie hatte nasse Augen. Sie gab ihm nicht die Hand, lief schnell weg. Da saß er und besah die künstlichen Rosen.

Und dann kam der letzte Nachmittag. Sie gingen immer um den runden Teich beim Biedersteiner

Part herum. Sie erzählte von der Heimatstadt, die sie nun wiederseh'n würde, vom Garten, von Spielen, Haustieren.

Gustav wollte ihr Blumen pflücken, aber alles, was er ausriß, fiel ihm wieder aus den Händen.

Auf dem Heimweg sprach sie plötzlich und außer Zusammenhang von einem wilden Jungen, den einmal das Schicksal in ihr Städtchen verschlagen hatte; der wollte sie fortnehmen von zu Hause, weit fort entführen, er war ja immer auf Wanderschaft. Er kam von Sizilien zu Fuß her, er wollte bis nach Rußland. Der hatte ihren ersten Kuß gepflückt in einer Mondnacht auf einer Wiese. Und dann war er so rasch fortgegangen und verschwunden. Davon war sie noch verzagt, konnte noch nicht wieder küssen.

Sie lehnte sich an Gustavs Schulter und weinte. Und bange, nur ja nicht zu weit zu geh'n, küßte er ihren Hals und dann die Arme, die aus der kurzärmeligen Sommerbluse hervorblühten.

Zulezt schenkte sie ihm eine kleine, schon etwas verblaßte Photographie.

Als sie fort war, fiel ihm ein, daß er nicht einmal ihre Adresse hatte. Sie konnte ja ganz verschwinden. Er hätte wohl danach fragen sollen und, ob er ihr schreiben dürfte.

Aber er war so betäubt von dem Duft ihres Halses, ihrer Arme. Dieser matte Mädchenduft machte seliger und kränker als all die satten Gerüche der Welt.

### III

**N**un war Ferienzeit, und die durfte nicht unbenutzt vorübergelassen werden. Er machte Reisepläne: Tirol, Gardasee, Venedig, Florenz.

Zunächst unternahm er ein paar Ausflüge in die Umgebung. Er hatte keinen Kameraden, und auf einsamen Wegen begleitete ihn Mariannes Bild. Und er pflegte ihrer Traumgegenwart und seines Wehs. Die Photographie, die er in der Brusttasche trug, ward oft hervorgezogen.

Aber einmal auf einem Waldwege in frischem Morgen verdroß es ihn, die schöne Welt umher auf ein Fernes zu beziehen, statt ihrer eignen Art froh zu werden. Nun fand er die fahle Photographie gespenstlich. Nun dachte er, daß er dieser Marianne ja niemals näher gekommen war, als damals am ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Er hatte Einsichten, faßte Vorstü. und las im Bädeler von Norditalien.

Da kam ihr Brief von Gerda: — Warum er sie noch nicht besucht hätte in ihrem Sommerheim? — Das war ein ländlicher Herrnsitz, den ein vornehmer Freund Stan und ihr überlassen hatte, halb Schloß, halb Bauernhof, nicht weit vom See. Es gab da für Gustav ein Turmzimmer, in das sie ihn in Gedanken längst einlogiert hatten. — Warum er nicht schon drin wäre? —

Und da er doch noch nicht reisereif war und vor dem fremden Italien Angst hatte, so fuhr er zu Gerda.

In Rosenheim stand wieder das Kind mit dem Manschettenbutett an der Bahn. — Habe ich Rudolfs Cornelia diese Blumen gereicht, warum soll ich sie Stans Gerda vorenthalten? dachte er und nahm den Strauß mit.

An der Station erwartete ihn ein Bauernwägelchen, aus dem Gerda stieg. Stan, der neben dem Kutsher auf dem Bock saß, drehte sich um und knallte mit der Peitsche zum Gruß.

Sibylle wollte im Wagen durchaus auf Gustavs Schoß sitzen. Als sie fuhren, machte Gerda ihn aufmerksam auf die beiden Mannsrücken da oben.

„Beide halten sich gerade. Und doch sieht man gleich: Das ist der Herr und das ist der Knecht.“

Bin ich nun ein Herr oder ein Knecht? dachte Gustav.

Zur Linken erschien der See.

„Da hinten,“ rief Sibylle, „liegt unser großes Ruderboot.“

„Ein morscher, alter Holzkasten,“ erklärte Gerda, „kaum von der Stelle zu bewegen. Aber wir lieben es sehr.“

Die Straße führte wieder landeinwärts am Wald entlang. Und nach einiger Zeit erschien das Gehöft.

Man stieg aus. Um den alten Brunnen standen vier Bäume und beschatteten die Steinbank, die ihn umgab. Gerda setzte sich gleich und sah müde vor sich hin. Sibylle führte Gustav in das weiße Herrenhaus und eine Steinstiege hinauf in das Turmzimmer. Es war eine richtige Dachstube mit schiefer

Wand. Über den Boden ging ein breiter Balken, auf dem das Kind auf und ab lief und den Freund unterhielt.

Dann wurden sie zum Essen gerufen in die große Stube unten. Ein spärlich gefiederter Rabe hupfte auf den Tisch und versuchte aus Sibylles Glas zu trinken. Sie drohte mit dem Finger.

Die Magd brachte große Krapsen und ein breites rundes Landbrot.

Gerda sagte: „Ja, das Neuste ist, daß Stan uns verlassen will.“

Stan lächelte über Gustavs verwundertes Gesicht: „Ja, so ist es. Mein Freund Ewald will mich mitnehmen auf eine neue Farm in Südamerika, dicht am Urwald. Da brauche ich nicht mehr Gläser zu malen und mit Althändlern umzugehen. Da gibt es Cowboys, Trapper und wilde Pferde.“

„Und er kann,“ warf Gerda ein, „gleich sein Cowboykostüm vom Karneval mitnehmen.“

„Und auch die Ritterrüstung,“ rief Sibylle.

„Nein, Kind,“ sagte Stan ernst, „Ritter gibt es nicht mehr auf der Welt, auch nicht dadrüben im wilden Westen.“

„Aber wenn es doch Rüstungen gibt,“ meinte das Kind nachdenklich.

Man ging früh zu Bett. Gustav lag schlaflos in seinem Turmzimmer. Er mußte über Stan und Gerda nachsinnen. Es fiel ihm auf, daß sie ihn herbeirief gerade jetzt, wo der andre sie verließ. — Nun haben sie vielleicht ihre Abschiedsnacht, diese

beiden. Ich wache ein paar Meter von ihnen, wie der Wächter im Lagersied, der Stundenzähler ihrer Liebe, wie ich es bei Rudolf und Cornelia war, ja eigentlich schon beim Better Edgar und Martha! Wenn ich nur meine Rolle gut verstünde! Wenn ich schön singen könnte, wie der Wächter. — Aber er wird fortgehn. Ich werde bleiben. —

Er hörte eine raschelnde Bewegung. Ihn gruselte. Er machte Licht: da war der alte Rabe, der auf dem Tisch zwischen Wäsche und Papieren umherhüpfte. Er jagte ihn weg. Der Rabe blieb am Boden und schaute den Fremden böß an. Gustav stand auf und öffnete die Thür, um den Eindringling hinauszuschicken.

Da kamen Schritte die Stiege herauf. Stan erschien.

„Sind Sie noch munter, Gustav? Wollen Sie mich begleiten?“

„Wohin?“

„Ich reise ab.“

Er stellte zwei Handtaschen auf den Boden.

„Heut Nacht noch?“

„Ja, der Zug geht morgens um drei Uhr nach München. Wir gehn einen kürzeren Weg durch die Wälder. Es ist eine schöne Mondnacht. Haben Sie Lust?“

„So plötzlich verlassen Sie uns?“

„Ach, ich mag das lange Abschiednehmen nicht.“

Gustav stand auf, zog rasch seine Kleider an und nahm die eine Tasche.

Im Walde wurde Stan gesprächig: „Wie recht Sibylle hat! Wozu Rüstungen, wenn es keine Ritter mehr gibt. In meiner Mutter Zimmer daheim hingen Bilder der Ahnen in Panzern, und als Kind wünschte ich mir immer ein Ritter zu werden. Das von ist mir ein Traum geblieben, der von Zeit zu Zeit wiederkehrt: Ich reite durch einen Wald zwischen hohen kahlen Stämmen. Ich bin in schwerer Rüstung und da kommt von drüben ein Ritter geritten, genau so gewappnet wie ich. Wir haben beide die Lanzen eingelegt. Rechts und links stehn die Bäume ganz eng. Es ist kein Ausweg. Wir prallen aufeinander. Davon wache ich manchmal auf. Aber manchmal geht der Traum noch weiter: Ich falle hin, in den Hals getroffen, sinke krachend nieder zwischen den steilen Baumgespenstern. Ich kann mich nicht regen in dem schweren Eisen. Die Lanzenspitze des Gegners bleibt auf meinen Hals gerichtet.“

Gustav sah den ritterlichen Freund mit Bewunderung an. Aber zugleich mußte er an die bunten Röcke am Kopfende seines Bettes und den Antiquitätentwurf denken.

Im zweiten Walde sprach Stan von Amerika und seiner Zukunft: „In unsern Zeiten ist es das beste, ein Jäger und Reiter zu sein. Wissen Sie, Gustav, entschließen Sie sich rasch: kommen Sie mit. Sie sind doch frei. Lassen Sie die Jurisprudenz und die schönen Damen und die Künstler und kommen Sie mit in den Urwald.“



„Ich möchte schon,“ sagte Gustav, „aber ich habe kein Recht dazu.“

„Was heißt das?“

„Das kann ich nicht erklären. Es ist so. Ich bin kein Reiter.“

„Ich glaube, Sie wollen nicht weg von unsern schönen Damen“, meinte der andre.

„Ach,“ sagte Gustav, „die gehören den Reitern. Für mich bleibt die Jurisprudenz.“

Stan klopfte ihm ermunternd auf die Schulter: „Sie sind noch so jung, und alles liegt vor Ihnen. Wie kann man so trübselig sein, wenn man gesund ist und keine Geldsorgen hat.“

An der Bahn nahmen beide mit herzlichem Händedruck von einander Abschied, und Gustav ging in die Landstraße zurück und langsam in den dämmern- den Tag.

**A**m Nachmittag wachte er auf. Gerda war an seinem Bett. Vor ihr stand Licht und nackt die kleine Sibylle. Die Hände der Mutter lagen auf ihren Schultern.

„Wir kommen vom Baden,“ sagte die Kleine, „nun wollen wir rudern. Kommt der Gustel mit?“

Er nahm das Kind in die Arme und küßte es. Die Lippen der Mutter zuckten mit bei diesem Kuß.

Bald war man in dem großen Boot. Gustav lag noch müde zu Sibylles Füßen, die am Steuer saß. Er sah empor zu Gerda, die mit starken Armen ruderte.

Sie sah über ihn weg ins Wasser. — Ob sie wohl an Stan dachte? Warum sprach sie nicht von ihm? Hatte er sie verlassen? Hatte sie ihn weggeschickt?

„Wo steuerst du denn hin, Kind?“ rief sie plötzlich.

Gustav sah auf. Das Boot näherte sich dem Ufer. Man sah ein kleines Dorf bergauf zu einem Kirchlein steigen. Um die Kirche scharten sich die Häuser dichter, nach dem Walde zu standen sie einzeln. Eins war ganz abseits von Wald umschmiegt.

Auf das zeigte Gustav und sagte: „Wie hübsch das Haus liegt!“

Gerda nickte: „Da war ich vor zehn Jahren. Des steht noch gerade so aus.“

„Wir wollen da hinfahren,“ rief Sibylle, „da waren wir nie mit dem Stan.“

„Ach, fahren wir lieber vorbei“, sagte die Mutter.

Gustav sah ihr ins Auge. — Dort war sie jung gewesen, dort hatte sie das Eigentliche erlebt. Wozu kam er jetzt noch in das Leben dieser Frau? Als Zuschauer? Als Lückenbüßer?

Um von den Gedanken abzukommen, wollte er rudern, Gerda wechselte den Platz mit ihm. Sie glitt an ihm vorbei.

„Wie damals Martha“, dachte er. „Erlebe ich denn immer dasselbe?“

Er ruderte gerade auf das Ufer zu.

„Ich fahre Sie zu Ihrem Dorf von damals,“ brachte er gequält heraus.

Und sie, ohne seinen Tonfall zu beachten: „Hier war doch sonst kein Gasthaus am Ufer. Man sah

ganz einsam hier. Wie häßlich frisch gestrichen das ausseht!"

Raum lag ihr Boot an der Planke, so kam ein kleines Wesen in fleckiger Malschürze auf sie zu.

„Die Lila,“ rief Gerda, „seit wann sind Sie denn hier?“

„Schon seit dem Frühjahr sind wir hier,“ und Lila wies mit dem Kopf auf einen jungen Mann im Sweater, der von weitem die Aufdämmlinge musterte und dann ins Haus zurückging.

„Nun, vertragt ihr euch gut?“ fragte Gerda.

„Ach, wir haben uns eigentlich erst hier draußen recht kennen gelernt.“

„Hm, Sie malen gewiß recht fleißig?“

„Ja, viel gelernt habe ich hier. Man steht erst, wie wenig man kann.“

„Ich weiß schon“, wehrte Gerda ab. „Ist es eigentlich nicht oft recht langweilig in diesem einsamen Nest?“

„Ach nein,“ meinte Lila, „der See ist doch so mannigfaltig. Aber steigen Sie doch aus, kommen Sie ein wenig zu uns.“

„Nein, nein, wir müssen heim, es wird zu spät für das Kind.“

Und man stieß ab.

„Ach, diese neue selbstsichere Jugend,“ meinte Gerda, „das sind ja schrecklich vollkommene Geschöpfe: sie sehen gleich, was ihnen noch fehlt, sie zanken sich nicht, sie langweilen sich nie, der See ist ja so mannigfaltig.“

Und sie lachte bitter.

Dann sah sie Gustav an und sagte: „Ja, Sie sind eigentlich gar kein moderner junger Mann, guter Gustel. Oder wissen Sie auch schon, was Sie wollen?“

Er sagte: „Ich werde wohl im Winter nach Berlin gehn und fürs Examen studieren.“

„Ach, warum bleiben Sie nicht bei uns? Nicht wahr, Sibylle, der Gustel soll bei uns bleiben?“

Sibylle nickte wichtig: „Wir wollen alle in einem Häuschen wohnen.“

„Wie gern,“ dachte er, aber im Weiterdenken wurde ihm Angst. „Was wird dann aus mir werden?“ fragte er Gerda. „Ich gerate dann am Ende auch ins Schönggeistige, kaufe alte Dultmöbel und werde ein dreißigjähriger Rentier.“

„Warum nicht?“ fragte Gerda. „Was liegt denn an Berufen? Ist es nicht genug, wenn man ein Mensch wird?“

„Nein,“ sagte Gustav, „es ist nicht genug, man muß ein Held sein — oder —“

„Oder?“

„Oder seinen Doktor machen.“

Als Sibylle zu Bett war, gingen die beiden auf die Straße zum See. Der Mond strich rasch hinter den Wolken entlang. Gerda gab dem jungen Freund den Arm.

Ein Seitenpfad führte in den Wald. Einmal stolperte sie über eine Baumwurzel. Er hielt sie fest und behielt sie im Arm. Sie schmiegte sich an und gab

ihm ihre Lippen. Unsicher standen sie halb auf Moos, halb auf Wurzeln. Ihre Küsse wurden atemlos. Drüben der Mond wanderte so schnell. Gerda machte sich los. Dann nahm sie seinen Kopf in die Hände und sah ihn an.

„Der Gustel will auch weg von mir?“

Er neigte sich und küßte ihre Hand.

So lieb war Sibylle noch nie zu ihm gewesen wie am nächsten Morgen. Schon vorm Frühstück mußte er mit ihr in den Stall, die Ferkelchen besehen.

Da waren in den Dachsparren Nester mit jungen Schwalben. Und die alten kamen durch die niedere Thür herein und strichen in tiefem Fluge vorbei.

Dann gingen sie zum Froschteich hinaus. Gerdas Stimme scholl: „Wo bleibt ihr, Kinder?“

Da stand sie auf dem Steg, die Linke etwas zittrig am Geländer, die Rechte an dem breiten weißen Sommerhut. Gustav fühlte Sibylles Hand in seiner. Er war einen Augenblick sehr glücklich.

Einige Tage später begleitete ihn Gerda an die Bahn.

„Nun wird man sich ja gar nicht mehr seh'n,“ sagte sie, „wir bleiben bis zum Winter hier draußen.“

„Ich werde weiter in Ihrem Hause wohnen, Frau Gerda, wenn ich nach München zurückkomme. Ich werde Ihnen schreiben. Ich habe Ihnen eigentlich soviel zu schreiben, zu sagen. Als ich Sie kennen lernte, dachte ich: Ich habe meine Meisterin gefunden. Ich meinte, ich würde das lernen, das mit der Liebe.“

„Lernen?“ fragte sie verwundert.

„Ja, mir kommt es so vor, als hätte ich in der Schule gefehlt, wie das gelehrt wurde.“

„Nun und ich?“

„Sie hätten vielleicht einige Geduld gehabt mit einem Schüler, schon aus Mitleid. Sie sagten selbst einmal, etwas Mitleid wäre immer dabei.“

„Damals schien Ihnen diese Meinung nicht zu gefallen.“

„Ja, ich war so ehrgeizig, — und nun ist es ja zu spät.“

„Es ist nie zu spät“, lächelte Gerda. „Wenn man jung ist, muß man viel leiden, und jedes Erlebnis wird so wichtig, später ist das anders. Sie werden wiederkommen und mit uns alt werden und auch die Liebe lernen. Das ist am Ende auch nicht so schwer.“

**G**ustav bereifte das Salzkammergut und blieb einige Tage in Salzburg.

Auf einer Bergwanderung in der Nähe der Stadt rastete er auf halber Höhe vor einem Gasthaus. Ein helläugiges Mädchen wartete ihm auf. Sie hatte eine recht angenehme Art, zum Trinken zu ermuntern.

Ob der Herr denn noch zur Nacht in die Stadt zurück wollte? Sonst hätten sie auch Zimmer hier oben.

Sie führte ihn hinauf in eine Mansarde. Aus dem Fenster sah er über Land, und sie stellte sich neben ihn und machte aufmerksam auf die schöne Aussicht. Er faßte um ihre Taille und küßte den frischen

Mund. Sie zeigte in den Dachraum nebenan: „Da schlafe ich die Nacht!“

Gustav blieb. Er machte noch einen kleinen Spaziergang weiter bergauf. Als er gegen Abend in die Wirtshaus zurückkam, waren viele Leute gekommen, und in der Stube wurde getanzt. Er saß in der Ecke und trank. Die Gretel nickte ihm zu. Und auch die andern Mädchen schauten nach ihm um beim Tanzen.

Spät ging er auf seine Kammer und sah in den Mondschein hinaus. Die Musik unten hörte bald auf. Es wurde dunkel auf der Terrasse.

Dann war nebenan auf dem Dachboden Geräusch. Er wartete, ob sie wohl zu ihm kommen würde. Sie kam nicht. Es wurde still.

Er öffnete leise die Tür, schlich durch den dunklen Raum und tastete an den Balken entlang. Ein Mondstrahl fiel dann auf ein Laten, auf ein weißes Stück Hals. Gustav näherte sich, beugte sich zu dem Hals und flüsterte: „Gretel.“

Es antwortete nicht. Er neigte sich zum Kuß. Als sein Mund die blühende Haut berührte, flüsterte er wieder: „Gretel.“

Eine weiche Jünglingsstimme antwortete: „Ich bin das Gretel nicht.“ Und offene Augen lachten ihn munter an. Er fühlte sich hergezogen, kräftige Lippen umschlossen seinen zitternden Mund.

Aber Gustav entzog sich ängstlich, bat um Verzeihung und ging in sein Zimmer zurück.

War er betrunken, daß ihm so etwas begegnen konnte, waren seine Sinne so stumpf? Der weiße

Hals im Mondlicht war so zart gewesen. Der kräftige Kuß der blühenden Lippen war berauschend. Er schämte sich — seiner Scham.

Er ging zu Bett und vergaß, das Fenster gegen das Mondlicht zu verhüllen.

Eine Weile saß er aufrecht und wartete, ob nun vielleicht die Gretel zu dem andern käme. Dann wurde er sehr müde, sank zurück und schlief mit heißen Schläfen ein.

Da sah er ganz deutlich zwischen Bett und Schrank — aber so, daß durch dies Bild hindurch die Dachwand sichtbar blieb — Marianne auf einer Erdschwelle sitzen in einer grünen Wiese. Das ist ihre Heimat, wußte er. Wellig war das Land. Er hörte ein Rinnen und Riefeln wie von allerlei Bächen, die gingen wohl zum Main hinunter. Das Gras sah zart grün aus wie im frühen Frühling. Aber der Baum hinten über Marianne war vielfarben wie im Spätherbst. Sie saß vorgeneigt mit rundem Rücken. Ein großer weißer Strohhut mit blauem Band lag zu ihren Füßen ganz nah zu ihm. Seine Bettstatt schnitt dunkel durch den weißen Glanz des Hutes. Er sah wieder den Baum an. Der stand am Main zwischen zwei Feldern. — Das war doch unbekanntes Land. Und diesen Sommerhut und das helle Kleid mit der losen Gürtelschleife hatte er nie an ihr gesehen. — Ist sie tot, daß ich sie so wirklich träume? Und er wollte sich aufrichten, nach ihr fassen, da zerrann das Bild.

Sehr früh stand er auf, schlich die Treppe hinab,



zahlte der alten Wirtin, ohne nach Gretel zu fragen, und ging im Laumorgen den Berg hinunter.

Und er nahm den nächsten Zug nach München. Aus dem Coupéfenster sah er auf vieles Grün. Grün wie ein Kirchhof ist die Welt, dachte er, grün beschattet ist Mariannes Grab. Und der seltsame Gedanke, daß sie tot wäre, schmeichelte sich seiner Phantasie ein.

Als er am Nachmittag nach München kam, war er glücklich, als ginge es in eine Heimat. Da tauchte der Park von Nymphenburg auf mit der langen schmalen Allee, die schnell im Vorbeigleiten ein Stückchen von dem weißen Schloß sehn ließ. Und dann bei der Einfahrt erschien die große Brücke vor der Brauerei und schließlich der freundliche Bahnhof mit blauberauchten Glaswölbungen, die rote Halle, das Stachusack, das Karlstor.

#### IV

Als Gustav in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tisch eine Karte von Marianne: Sie käme in den ersten Septembertagen wieder. Also — war sie schon da.

Er mußte es wieder und wieder lesen, bis er begriff, daß sie lebte. Es machte ihn fast nutzlos. War sie vielleicht schon hier gewesen und hatte ihn vergeblich gesucht?

Am Abend ging er in ein Delikatessengeschäft der Leopoldstraße, um einzukaufen. Da stand über den

Ladentisch geneigt eine Dame in einem Leinenkleid. Er sah sie von hinten, sah in ihrer Hand den Lorgnettenstiel. Sie beugte sich, einen großen Schinken zu beschnen, an dem die Ladnerin schnitt.

Ei, dachte er, eine Lorgnette, wie die Marianne. Er sah Haar, Nacken, Gestalt an und fand es kurios, daß alles gerade so war wie bei der Marianne.

Als sie sich dann umwandte und es wirklich Marianne war, die ihm die Hand reichte, fühlte er sich schuldig und dachte: Konnte ich kein besseres Wiedersehen bereiten?

Er begleitete sie die Vorstadtstraße hinunter. Wo die Häuser aufhörten, war eine Wiese. Darauf trieb ein Hirt seine Schafe.

„Ja, ich wohne jetzt wie auf dem Land“, sagte Marianne.

Er erzählte rasch allerlei von der Reise und sah sie von der Seite an. — War sie es wirklich schon? Sie kamen an einen Zaun, über den ein kleines Häuschen schaute. Es sah aus, wie man sich eine Farm denkt im wilden Westen.

„Wann darf ich Sie wiedersehen?“

„Ich möchte morgen in einen Laden gehn, wo es allerlei Seltsames gibt. Wollen Sie mich begleiten?“

Allerlei, dachte er auf dem Heimweg. Das liebt sie. So will ich auch allerlei lieben.

Am Tage drauf waren sie in einem kleinen Laden in der Türkenstraße. Ein altes Pärchen bedient. Auf dem Tisch gab es wunderschöne Glitzersteine

mit lateinischen Inschriften besetzt, daneben bunte Schachteln und geflochtene Körbchen aus Japan. An der Wand und in der Auslage hingen indianische Matten, davor Bogen, Pfeile, Vogelfedern. Gustav bewunderte alles, wußte aber nicht zu kaufen. Und schließlich nahm er eine scheckige Zigarre; denn eine Schachtel Pfälzer Zigarren stand auch auf dem Tisch zwischen all den exotischen Wunderlichkeiten. Marianne aber hatte an der Wand einen großen bunten tropischen Falter entdeckt. Sie war glücklich in dem Laden. Die beiden Alten waren sehr freundlich zu den beiden Jungen und baten, sie bald wieder zu beehren.

Marianne kam einen Moment mit zu ihm herauf. Sie schenkte ihm den Schmetterling und befestigte ihn selbst an der Wand über seinem Bett.

Dann nahm sie aus ihrem großen Pompadour — der war noch von der Großmutter, und zu Haus beachtete ihn doch niemand — ein Päckchen Briefe heraus und ging damit an seinen Schreibtisch.

Das sollte er ihr wohl verschließen. Es waren die Briefe von dem, der sie einmal geküßt hatte und dann weggegangen war. Er hatte ihr damals jeden Morgen geschrieben und dann mit einmal nicht mehr. Das Päckchen war ihr nirgends sicher. Eigentlich sollte sie es verbrennen. Aber wenn er ihr das verwahren wollte —.

Er wollte.

Sie trafen sich in einer Segantini-Ausstellung und Gustav sah von weitem auf die glitzernden Schnees-

felder und schimmernden Wiesen. Marianne aber ging von ihm fort und ganz nah an die Bilder heran und besah durch die Lorgnette das Mosaik der Farbenflächen. „Die vielen bunten Steinchen!“, rief sie.

In einer „Gemischtwarenhandlung“ machten sie dann Einkäufe: Wallnüsse, Kochäpfel und Feigen an der Schnur. Einen kleinen Kreisel, gelb mit roten Streifen, der ihnen wohlgefiel, gab die Krämerin zu.

„Ist nicht das Glück, das Himmelreich gleich einem Kram von allerlei Ware?“ meinte Gustav und dachte an den Laden in Basel.

Zu Haus brieten sie die Äpfel auf dem Gaskocher und aßen mit klebrigen Fingern.

Dann begleitete er sie heim. Sie gingen über die große Vorstadtwiese, die spätsommerlich schillerte im Abendlicht. Zwischen Gras und Steinen spielten viele Kinder.

„Die sehn aus, als wären sie aus der Wiese herausgesproßt und von der vielen Sonne ausgebrütet,“ sagte Marianne.

Gustav kam mit ihr in den Garten und in das kleine gelbe Blockhaus. Oben an der Holzterrasse hatte sie zwei winzige Zimmer. Im ersten legte sie sich gleich auf den Divan. Er saß gegenüber am Schreibtisch. Sie ließ sich ein Heft mit Zeichnungen herüberreichen und zeigte ihm Entwürfe zu Bucheinbänden, Tapeten, Kissen. Aber sie hatte gar nicht den üblichen Künstlerinnenernst. Sie zeigte es, wie ein klei-

nes Mädchen seine Puppen zeigt. Und Gustav folgte den zierlichen Linien und dachte: da ist ihr Finger entlang geglitten, da hat sie Tupfen hingelegt mit dem Pinsel und ganz nahe nachgeschaut, ob sie auch richtig sitzen.

Plötzlich rieb sie sich die Augen. Er sah verwundert auf. „Ja,“ rief sie, „wenn ich flink meine Augen reibe, sehe ich immer die schönsten Muster. Eben habe ich eine Tapete aus lauter Seepferdchen gesehen.“

Es klopfte. Das Mädchen rief zum Abendbrot. „Darf ich so lange hier oben bleiben?“ fragte Gustav.

Marianne ließ ihn allein. Er streichelte die Seidentissen des Divans und die Bauernhäubchen, die darüber hingen. Er blätterte weiter in ihren Heften. Dann nahm er eine kleine Schachtel mit Farbstiften in die Hand und sah sie lange an, die langen und die kurzen, die breiten und spizen, und hätte sie, so lächerlich es ihm vorkam, am liebsten geküßt.

Dann ging er zur Kommode, auf der ein kleines Bücherregal stand. Zwischen gut anzufassenden Lederbänden fand sich auch ein altes Pergament, ein zweihundertjähriges Kochbuch. Daneben stand ein japanisches Zeichenmusterbuch mit vielen Tier- und Pflanzenbildern.

Eine Schublade der Kommode war offen. Da lagen bunte Tuchseken, Stoffproben, Glasperlen, Brokatbänder. Er wurde vom bloßen Anschauen ganz müde und setzte sich wieder hin.

Vom Garten duftete es abendlich herein. Und das Zimmer schien mit welken Blumen und stillglühenden Seiden zu atmen.

Nun kam sie täglich nach dem Unterricht zu ihm. Sie richtete sich bei ihm ein. Auf den Tisch legte sie einen Spiegel, dessen Holz mit Perlmutter durchsetzt war. Sehr schön war er, aber schon ein bißchen ausgebrochen stellenweise. Sie brachte immer Blumen mit und füllte alle Gläser. Auf den Divan legte sie ein zweites Kissen für das Kreuz. Seit sie einmal daran geschrieben hatte, war sein Schreibtisch ihr Sekretär. Die Bücher gehörten ihr, denn sie hatte die Einbände gestreichelt und ihren großmütterlichen Pompadour am Pfosten aufgehängt.

Was war aus Sibylles Spielzimmer geworden?

Nun machte sie gar einmal den Fußboden zur Schneiderwerkstatt. Sie hatte sich für den Herbst einen blauen Stoff gekauft und schönglänzendes Futter und Goldborte. In ihrem Zimmer war nicht Raum genug zum Zuschneiden. So brachte sie ihr Handwerkszeug zu Gustav.

Da kroch sie am Boden, die große Schere in der Hand, kroch über Stoff und Meter und Schnittmuster, die Augen ganz nah bei den schnappenden Klingen. Die machten eine allerliebste unheimliche Parzenmusik.

**I**n einem schönen Herbstsonntag besuchten sie den Dom zu Freising. Als sie vorm Hauptaltar standen, kam gerade eine Schar Nonnen herein, die mit

der Würde der Gewohnheit ihr Gotteshaus durchschritten. Da zog Gustav die Freundin die Stufe hinunter zur Krypta.

Sie gingen von Säule zu Säule, und Marianne betastete die verschiedenen Kapitäle vertraulich, als wären sie lauter Stükmuster aus ihrer Schule und nicht altheilige Steinmeherei, romanisch und verwitternd.

Erst da, wo der Säulengang ins Dunkle führte, wurde ihr Schritt etwas zaghaft.

Jetzt sängen oben in der Kirche die Nonnen zu singen an. Mariannes Schultern zitterten im Widerhall der schwingenden Töne und der dröhnenden Orgel.

Sie lehnte sich mit dem Rücken an eine Säule und legte die Arme hinter sich um das runde Steinwerk. Da konnte der weise Jüngling und enthaltsame Genießer denn doch nicht widerstehn in diesem tönenden Halbdunkel: es warf ihn an sie hin.

Und während sie die Arme immer fester an die Säule presste, als müßte sie die vor ihm schützen, küßte er selbst die Schutzlose lange, lange auf Hals und Mund. Und zum erstenmal kam ihm vor, als erwiderte sie ein wenig seinen Kuß, ganz leise, wie da oben das „Erbarme dich unser o Herr“ der Gemeinde auf den Schall von Chor und Orgel erwiderte.

Sie saßen auf dem Postament der Säule aneinander gelehnt und er sagte keuchend: „Ach, Marianne, das geht so nicht weiter. Wir müssen uns richtig lieb haben. Ich bin schon ganz krank.“

Sie sah ihm von der Seite ins Gesicht mit so niedlich besorgter Miene, daß aus seiner angefangnen Rede nichts wurde. Er mußte lachen. Er streichelte an ihrem Haar entlang und sie ließ ihn gewähren, artig wie ein Ponny, das gekämmt wird.

Sie waren hinaufgeklettert in den Turm. Nun standen sie auf den Holzbohlen bei der großen Glocke. Mit einmal regten sich die Seile, und die Glocke hob sich zur Seite, ausholend zum Läuten. Marianne schrie auf vor Schreck und sank in seine Arme.

Und schon zitterte ringsum alle Luft von dem dröhnenden Geläut. Die beiden hörten kaum den Schall: Sie waren mitten in ihm drin. Sie wiegten in den Tonwellen. Nun, meinte er, war die Angeschmiegte ihm angetraut hier oben in der Glockenhöhle.

Am Abend aber ließ sie sich nur bis an ihre Tür bringen. Sie wollte gleich schlafen. Sie reichte ihm zum Abschied einen Pfirsich aus der Tür, als könnte sie ihm sonst nichts geben.

## V

Er hatte sie oft gebeten, ein paar Tage mit ihm aufs Land zu gehn. Nun kam sie plötzlich eines Nachmittags: „Wollen wir morgen hinaus?“

Der Zug fuhr ganz langsam und hielt an lauter kleinen Stationen. Bisweilen versuchte er ein hastigeres Tempo. Aber das ging ihm wohl selbst zu schnell. Er blieb stehn, atemlos dampfend. Dann



setzte er sich faul wieder in Gang. So ging es wohl drei Stunden über Feld.

Und dazu schien den beiden viel Herbstsonne auf Stirn und Hände. Sie lehnten aneinander und schlummerten manchmal ein wenig ein vor lauter Bummelzugglück. Und er sah Marianne an, die in die Sonne blinzelte wie ein Dorfgroßmütterchen auf der Bank vor der Tür, und da dachte er: Wir sind vielleicht schon ganz alte Leutchen, daß uns die Sonne so wohlwollend auf unsere matten Hände scheint.

Sie schrakten auf, als mit einmal ihre Station gerufen wurde. Es hätte gut immer und immer so weiterrollen können.

Auf halbem Wege zum See lag das kleine Hotel. Es roch nach frisch lackiertem Holz und war freundlich anzusehn. Gustav hätte ja lieber eine alte Herberge gehabt mit dicken Mauern, dunklen Winkeln und hinter umständlicher Stiege ein tiefes verschwiegenes Zimmer.

Auf der Schwelle dachte er: Darf ich wohl ein Zimmer nehmen? — Aber als man kam, nahm er zwei, die ineinander gingen. Sie waren ziemlich frisch und kaltgrün angestrichen, und hohe schmale Einzelbetten standen drin.

Sie badeten im See. Kindlich dünn lag Mariannes Arm auf der Schwimmstange.

Er hatte sich so gefreut auf ihre Wassernähe. Warum mußte er nun fortschwimmen, mit weiten Stöß-

ßen in den See hinaus? So weit, daß sie etwas ängstlich nach ihm rief?

Er kehrte um. Er hatte sich warm geschwommen. Nun strömte er mit allen Wellen zu ihr. Nun wollte er sie in seine Arme schließen; aber gerade als er ankam, ließ sie die Stange los, sagte: „Mich fängt an zu frieren“, und watete zur Zelle.

Unterm Walde pflückte Marianne Blumen. Sie fand einige Herbstzeitlose, und auf der Wiese waren sogar viele, viele zwischen dem hohen Gras und Kraut.

Er wollte helfen, rupfte auch eine Zeitlose aus. Glatt wie ohne Wurzeln glitt die aus der Erde —. So weich und locker sitzen in der Unterweltwiese die Asphodelen, dachte er, und ihm kamen Gedanken, die ihn weit forttrugen, mit den rotflatternden Herbstblättern fort von der holden Blumenpflückerin und Bänderin da.

Nachts durfte er an ihrem Bett sitzen. Voll Vertrauen schloß ihre Hand in seinen Händen. Er sah ihre Augen zufallen, aufgehn, zufallen. Allmählich wurde das Gewicht der schlafenden Hand zu leicht.

Er neigte sich: ihr Atem war kaum zu spüren. Ihm fiel ein, was sie von ihrer Kinderzeit erzählt hatte: Wenn das Kind Marianne krank war, saß die Mutter oft ängstlich am Bett mit dem Ohr nah an seinem Munde. Und das Kind atmete so leise, daß die Mutter sorgte, es hätte gar schon zu atmen aufgehört. —

Er ließ die Hand los, schlang die Arme um die Rissen und hob Marianne an sich.

Sie schlug die Augen auf, lächelte süß verschlafen und flüsterte: „Gute Nacht, Gustel.“

Da mußte er schon in sein Zimmer hinübergehn und zu schlafen versuchen.

Erst am Morgen kam er wieder an ihr Bett. Im Spiegel drüben sah er sein fahl gedunsenes Gesicht. Sie lag da, rot und weiß und blühend. Er küßte den Hals neben der zierlichen Stickerei des Hemdes. — Ach, dachte er, wenn man wenigstens ein rechtschaffener Vampyr wäre!

Auf einem schweigsamen Morgengange trug er seinen Wismut neben ihr her. Sie war so beschäftigt mit Wolken und Blumen, nahen Bäumen und fernem Bergen, daß sie seine Haltung nicht bemerkte.

Erst auf dem See im Boot fand sie: „Der Gustel ist nicht froh.“

„Höre, Marianne,“ sagte er: „Ist morgen nicht das Fest im Isartal, wo du eigentlich hin wolltest? Es wird am Ende ganz lustig sein da.“

Marianne wunderte sich: „Willst denn du hin, du hattest doch keine Lust? Und dann sind wir doch hier —“

„Aber meinetwegen solltest du dich nicht abhalten lassen, Marianne. Du tanzt doch so gern.“

Das brachte er gequält vor, in der leisen Hoffnung, daß sie sagen würde: „Nein, ich bleibe lieber bei dir.“

Aber sie nahm es anders. Etwas trocken sagte sie:  
„Ich werde auf das Fest gehn.“

Und als sie auf das Zimmer kamen, nahm sie die Blumen von gestern aus dem Glas und trocknete sie ab, um sie mit den neuen zusammen in die Handtasche zu tun. Er wollte hinknien, bitten, betteln:  
„Bleibe bei mir.“ Aber er sah nur ganz erstarrt zu, wie sie einpackte.

Und dann fuhren sie mit dem Schnellzug nach München.

**N**un wird sie mir am Ende grollen, dachte Gustav. Aber schon am zweiten Tage stand sie vor ihm mit einem Paket unterm Arm.

„Wenn ich dich nicht störe, wollte ich dich bitten, ob ich mir bei dir die Haare waschen darf. Dein Zimmer ist so gut in der Sonne gelegen. Du kannst ruhig weiterarbeiten, brauchst dich nicht um mich zu kümmern.“

Gut, er ging an seinen Schreibtisch zurück, hörte, wie sie nebenan hantierte, plätscherte, goß, und er versuchte zu lesen. Aber dann kam sie herein. Sie war wohl am Fenster. Er sah um: ja, da saß sie auf dem Fensterbrett in der Sonne. Naß glänzend hing das Haar an ihr herunter.

„Jetzt ist es nicht gut anzusehn, es muß erst wieder glatt sein“, sagte sie. „Hast du vielleicht einen Fächer?“

Er kramte herum und fand einen Papierfächer.  
„Soll ich dich fächeln?“

„Aber du arbeitest doch.“

„Darf ich dich fächeln?“

Sie nickte.

Ja, da saß sie nun mit niedergeschlagenen Augen und ließ sich Wind machen von ihm.

„Marianne, was hast du für eine schöne Schnalle am Gürtel?“

„Die hat mir einer aus der Schule geschenkt für das Fest gestern. Er hat die selbst getrieben.“

„War er auch auf dem Fest?“

„Nein, ich mußte morgens mit zu ihm, er wollte sehen, wie die Schnalle an mir aussieht.“

„War es schön bei ihm?“

„Nein, schrecklich unordentlich. Er schläft, glaube ich, in einer Hobelbank, der arme Mensch.“

Gustav fächelte traurig und dachte: Sie ist so schweigsam, sie sagt einem nur das nötigste, sie muß wundervoll lügen können.

**N**ebel zogen über die Grasflächen im Englischen Garten.

Marianne ging stumm an Gustavs Arm. — Spürte sie was von seinem Weh, daß sie so still war? —

Aber das hatte andre Ursache. Ein Brief von zu Hause bedrückte sie: Man war nicht damit zufrieden, daß sie in der Künstlerpension wohnte. Sie hatte die alte Dame, bei der sie damals die Mutter untergebracht, nicht einmal mehr besucht. Man fürchtete zu freien Umgang. Sie sollte heimkommen.

Ihm fiel ein: Wenn ich sie heirate, dann kommt sie fort von Hause, ist frei. — Vielleicht fehlt ihrer unbewußten Ehrsamkeit nur dies endgültige Werben, um — anders zu mir zu werden. — Aber wenn sie nun nein sagt? —

Sie waren ganz tief in den Nebel geraten. Mit einemmal faßte Marianne seine beiden Hände und lehnte sich weit zurück. Sie fing an zu drehen und zog ihn mit herum. Sie tanzten im Kreise wie wilde Kinder.

Mondschein floß wie durch Schleier her. Und was er da mit Händen hielt, war es nicht vielleicht, aus den Mondnebeln entquollen, ein Elfenkind, wird es nicht mit dem löschenden Mond vergehn, ohne Schicksal, ohne Liebe, nur Traum und Tanz?

**I**m nächsten Nachmittag ging er weg, ohne sie abzuwarten, absichtlich, er ging allein aus. Auf der Straße aber war er sich selbst fremd: Wer ist dieser junge Mann, dessen Schritte so hallen?

Er kam ins Café. Da saßen Schauspieler, von denen er einige noch von Rudolf her kannte, und mitten unter ihnen saß das Lieschen vom Frühling. Sie begrüßte ihn freundlich, er mußte sich an ihre Seite setzen.

Heut hatte sie einen eleganten grauen Hut auf mit lila Blumen, keine Bubenmütze wie damals. Ja, sie sollte jetzt ans Brettl kommen. Sie hatte Beziehungen. Volkslieder werde sie singen von Brahms und auch moderne.

Sie ging dann mit ihm in eine Weinstube dinieren.  
Sie unterhielt ihn verständig von ihrer Zukunft.

Run sollte er auch ihre neue Wohnung besuchen.  
Sie war hübsch eingerichtet.

Der Wagen hielt vor einem neugebauten Haus.  
Man brauchte nur auf einen Knopf zu drücken, so  
war die Treppe hell. Bei ihr selbst war noch keine  
Elektrizität, aber Gas. Im Salon stand ein Flügel.  
Daran setzte sie sich und sang:

„Das Feuer kann man löschen,  
Die Liebe nicht vergessen.“

Ein paar Stunden später drehte Lieschen sich um,  
schob einen Arm unters Kissen und schlief gleich ein.  
Aber er saß aufrecht im Bett. Ihm war heiß. Er flü-  
sterte an ihrer Schulter: „Lieschen, schläfst du schon?“

„Nein,“ sagte sie wohlwollend, schlug die Augen  
auf und drehte sich zu ihm.

Er nahm sie in die Arme, aber statt sie zu küssen,  
wie er es doch wollte, mußte er — er konnte nicht  
anders — sagen: „Weißt du, Lieschen, ich sehe jetzt  
öfters unter den Pappeln der Leopoldstraße ein Mäd-  
chen spazieren gehn. Die erinnert mich irgendwie an  
dich, das heißt, sie ist eigentlich wieder ganz anders.“

„Wie ist sie denn?“

„Sie ist ein bißchen kleiner als du und hat sehr  
blondes Haar.“

„So blond wie meines?“

„Nicht so gleichmäßig blond. Im Schatten ist es  
rötlicher und im Licht weißer.“

„Das gibt es gar nicht,“ meinte Lieschen sicher.  
„Nun, wie trägt sie es denn?“

„In zwei Zöpfen rechts und links aufgerollt wie Schnecken.“

„Das tragen jetzt viele. Das ist wohl eine Malerin oder so was?“

„Ich weiß nicht. Ach, sie geht so hübsch, schwankt langsam mit den Schultern, und an kalten Tagen hat sie ein graues Mäntelchen an. Da steckt sie dann die Hände in die Taschen und spaziert wie ein Männlein.“

„So —“

„Sie hat einen Blick, der einen fast gar nicht anschaut, sie sieht immer wie in etwas, das gar nicht da ist.“

„Dann ist sie wohl kurzsichtig?“

„Ja, und Lippen hat sie, die sehen auf den ersten Blick ganz schmal und kindlich aus und werden dann so reich, wenn der Mund sich öffnet.“

„Du scheinst sie ja ziemlich genau zu kennen.“

Als er nun noch nach einer Pause hinzusetzte, daß ihre dicken Schuhbänder ihn an Stiefmütterchen erinnerten, erklärte Lieschen kurz: „Du bist verrückt, und ich bin kein bißchen eifersüchtig auf deinen neuen Schatz.“

„Schatz? — Die ist niemand's Schatz. Ist nur eine Erscheinung. Ist da und wieder weg. Man kann sie im Arm haben und sie ist doch nicht wirklich da. Sie liegt an deiner Brust und ist nicht dein —“

Er wußte nicht mehr recht, wo er war, er redete irr in die Nacht hinein.



Run sah er zurück, sah, daß das Lieschen sich wieder umgedreht hatte und schlief. Er schüttelte sich wie im Fieber und stand auf.

Er trieb im Nachtwind hin und verirrte sich fast. Alle Straßen kamen ihm so unbekannt vor. Zu Haus warf er sich halbangezogen auf das Bett, lag dumpf ohne Schlaf und dachte immer: Wie schlimm steht es mit mir. Gedanken und Worte gehn aus mir heraus, die ich selbst kaum verstehe. Bin ich ein Lebender? Bin ich ein Schatten?

## VI

**A**ber Marianne kam und fragte nicht nach gestern. Sie nahm ihn mit auf die Oktoberwiese.

Es war einer der ersten Wiesentage. Viel Volk trieb umher, und die beiden wurden von der Menge mitgeschoben ins Zaubertheater.

Gustav war noch nicht recht wach. Er gab gar nicht acht auf die Zauberei. Er mußte immer das Bildnis des Gründers, des Herrn Schiestel senior, anstarren, dessen weiße Büste auf den Deckbalken überm Vorhang gemalt war. Der gemalte weiße Stehtragen, der doch zugleich einen Marmorkragen bedeutete, hypnotisierte ihn. Er hatte eine Zeitlang glücklich vergessen, daß Marianne neben ihm war. Da stand sie auf und zog ihn fort.

Draußen war noch Tag, aber durchbrochen von der scharfen Helle vieler Lichter. Eine dunkle Bude

lockte. Drin stand ein gutes Weib in Stulpenstiefeln und Treppenrock und zeigte auf ihre russischen Wölfe und Schakale hin. Ein wilder Dunst stieg auf aus dem Halbdunkel, und schattenhaft bewegten sich die Unholde unter der Peitsche ihrer bunten Wärterin.

Aber mitten durch die Raubtierdünste fühlte Gustav nahe den matten Duft von Mariannes Nacken. Ihm wurde schwindlig wie vor einer Ohnmacht, aber ohne die Angst. Sterbensmüde lehnte er sich an seine Marianne, hörte aus weiter Ferne einen Walzer und sah mit einmal wieder den lächelnden Mund und die rosa geschminkten Wangen eines Mädchens aus einer Jahrmarktbude in der Heimatstadt. Ganz klein mußte er gewesen sein, als er das in Wirklichkeit sah. Die Hanne hatte ihn wohl mitgenommen. Neben dem Kopf waren die prahlenden Hände und Mienen dessen, der ihn abschlagen und wieder aufsetzen konnte. Gustav liebte das Lächeln des Mädchens so sehr. War es nicht trotz Schminke und Betrug dasselbe wie das Lächeln der Märtyrerin, die gern das Sterben leidet, weil sie dann das ewig selige Leben haben wird? — Marianne mußte ihn am Arm rütteln. Die Vorstellung war ja zu Ende.

Vor der Reitbahn unter dem Plakat „Rendezvous der Lebewelt“ zwinkerte ihnen der Jockey galant zu und strich den gewichsten Bart. Sie aber gingen zu Daphne, der Blumenfee, die sich soviel verwandeln muß, in Lorbeerbaum und Blumenkorb, bis sie wieder wirklich wird in lila Erikot und frierend durchbrochenen Strümpfen, um mit einer Büste in

der Hand dem hohen Landesherrn ihre Huldigung darzubringen.

Dann erlebten sie in einem Kinema eilig Londoner Diamantendiebstähle und Pariser Straßenscenen, deren keilförmig vorgeschobene Häuserblöcke mit schuld wurden an mancherlei Zusammenstoß und Unfall. Sie wurden durch Treppenhäuser verfolgt und retteten sich durch Dachlufen, um in Moskauer Überschwemmungen zu versinken, ehe sie endlich in Eile über die Fabrikation des Eisens und den Luffischfang belehrt wurden.

Nicht neben dieser neuesten Errungenschaft gab es aber ein tröstlich altertümliches Karussell. Die Decklichter staken in gemalten Damen, die Pferdchen nickten, die Wagen wippten unter wandernden Pailletten. Und gleich dabei war eine Kuchenbude, in der sich eine Schachtel mit Schokoladenplätzchen befand, die auf dem Rücken rote, grüne und weiße Graupen hatten. Die kaufte er, und sie nahm eine richtige Lutschstange.

Aber hinter dem nächsten Brett hoben vier Männer eine Riesenschlange aus ihrem Kasten auf die Schultern. Der Vorderste sagte neben dem Schlangenkopf, daß ihr Biß zwar nicht giftig wäre, aber die Kraft ihrer Muskeln stark genug, um den größten Büffel zu erdrücken. Die Direktion bot jedem, der ein größeres Exemplar in Europa nachweisen konnte, eine hohe Summe.

„Krah rrah,“ schrien die bunten Papageien in ihren Ringen hinter den Schlangenträgern vor einer gemalten Tropenlandschaft.

Und nun surrte und fauste die Stufenbahn und machte einem Hunger und Durst. Sie standen am Schanztisch, bekamen gebratene Hähnchel und frisches Bier und sahen sich mit matten glücklichen Augen an.

Sie liefen wie Geschwister Hand in Hand unterm lauen tropfenden Regen durch viele Straßen und waren mit einmal im Park. Unter den Bäumen mußte Gustav die Augen schließen und blind an Mariannes Hand laufen, wie damals als Kind an des Vaters Hand.

Als sie nun in tiefer Nacht wieder auf die Straße kamen, faßte Marianne in die Tasche und hatte ihren Haus Schlüssel vergessen.

„Wir wollen weiter,“ sagte sie.

Sie saßen in einem heißen überfüllten Café unter chor singenden Studenten, hinter denen die Kellnerinnen mit Maßkrugmassen entlang schoben.

Dann gerieten sie in ein kleines Weinlokal. Ein magres Mädchen brachte grelle Römer, in denen ein dünner Trank schwamm. Die gewaltige Wirtin redete aus ihrer Ecke zu ihnen. Gustav nickte mechanisch zu ihren Worten. Marianne griff nach einem Blumenglas. Die blassen Blüten dufteten süßlich.

„Die sind am Ende noch vom Frühling,“ rief die Wirtin laut herüber.

„Wie unsre Liebe,“ dachte Gustav, fand diesen Gedanken abgeschmackt und wollte fort.

Sie kamen an Residenz und Theater vorbei und durch Torbogen in eine düstere Gasse.

Vorn Teesalon stand die Kellnerin mit dicken Schleifen im Haar und öffnete ihnen die bunte Glastür.

Vorn saßen junge Burschen mit frechen Schlipfen und schüchternen Augen, saßen um unberührt volle Ruchenschüsseln herum und legten mehligte Hände auf das rote Tisch Tuch. In der Ecke unter dem Flittergold der Wandstickerei hielten ein paar alte Frauen.

Mit einmal stand Emanuel, den Gustav seit jener einen Nacht nicht mehr gesehen hatte, an ihrem Tisch. Marianne sah ihn groß und staunend an. Gustav erzählte von der Wiese. Emanuel sagte: „Ja, Sie haben es gern, das bunte Allerlei. Und daß es gespenstert, das ergötzt Sie noch.“

Ein lärmender Trupp kam herein, um einen tauameligen fetten Greis geschart, der Herr Professor genannt wurde. Diese Gesellschaft trank Grog.

„Die Sonne ist rauh,“ rief der Herr Professor und hob sein Glas.

Emanuel zeigte auf die Gruppe und sagte: „Das ist aus Silen geworden und aus den Genossen des Dionys diese magren und gedunsenen Grogtrinker, die Brillengläser tragen und wüßig sind.“

„Und doch sitzen wir bei diesen,“ meinte Gustav.

Emanuel sagte mit dunklem Ernst in der Stimme: „Wir müssen bei den Göttern bleiben. Auch ihre erbärmlichste Frage ist unsre Zuflucht vor den Gottlosen.“

Man ging auf den Bahnhof, in den Wartesaal dritter Klasse, der schon offen war. Die „Plattler“ lagen umher und schliefen. Leute in Oberländertracht saßen und tranken, und es war nicht recht zu erkennen, ob es echte Gebirgler oder maskierte Städter waren.

Marianne schaute umher mit ihrer Lorgnette und nahm einen alten Weißbart wahr. Der hatte den einen Schuh vom buntgestopften Strumpf abgezogen und stückte dran wie Sankt Peter vorm Himmelstor im Liede. Sie schaute auf seine greisen Hände und schloß darüber an Gustavs Schulter ein.

„Damals unter der Mariensäule hatten Sie fromme Augen,“ sagte Emanuel zu Gustav. „Heute sehen Sie zerstreut aus. Was ist mit Ihnen geschehn?“

„Haben Sie nicht zu mir gesagt: Sie wahren ihr Seelchen. Das tue ich nun nicht mehr, ich liebe.“

„Und doch merke ich es Ihnen an, daß Sie noch immer Ihr Seelchen wahren. Sie sehen ihr Liebchen von der Seite an und freuen sich, daß es da ist. Das ist noch keine Liebe.“

„Aber bisher das einzige, was mich beim Lieben glücklich macht.“

„Glück,“ rief Emanuel, „Glück ist, in dem andern die Liebe wachsen zu fühlen. Liebe muß schaffen. Sie müssen etwas machen aus diesem lieben Mancherlei von Locken und Lippen und Augen da neben Ihnen. Als Gott die Welt liebte, da schuf er sie.“

„Ach, ich liebe aber die Marianne gerade wie sie

ist. Wenn ich ihr meinen Geist einbliese, dann wäre es am Ende nicht mehr die Marianne.“

„Ja, Sie lieben sie, wie Sie die Oktoberwiese lieben. Sie sind ein kleiner Sünder, lieber Gustav, Sie wollen Gott vergessen über seinem Werk.“

Von einem Tisch drüben stand ein junger Mensch im Arbeiterrock auf und machte ein paar Schritte auf Emanuel zu. Der erhob sich, reichte Gustav die Hand und ging.

Raum war er fort, so schlug Marianne die Augen auf: „Wo ist der fremde Mann hin? Hat er Schlechtes von uns Frauen gesagt?“

„Nein, warum?“

„Ich glaube, er verachtet uns. Er ist sehr schön. Aber ich fürchte mich vor ihm.“ Und sie schmiegte sich näher an ihren Freund.

Draußen flüchteten sie vor der frühen Helle in einen dunklen Fiaker und zu ihm nach Hause.

Gustav bettete sie auf den Divan und zog ihr die Schuhe aus, die lieben mit den dicken Bändern. Er öffnete langsam das blaue Herbstkleidchen, das sie hier auf dem Boden geschneidert hatte. Es hatte seine Druckknöpfe an der Seite. Während er daran knöpfte, hatte sie schon ihr Haar aufgemacht. Das fiel ihm nun voll auf Gesicht und Hände. Aber ehe er noch recht in all dies Lichtblond hineinküssen konnte, hatte sie es wieder aufgenommen.

Sie saß und machte sich zwei Zöpfe, rechts und links für die Nacht.

„Warum nimmst du mir die Haare weg?“

„Damals im Walde wolltest du sie nicht küssen,“ sagte Marianne, „du Böser.“ Und sie nahm ihn zu sich her und schmiegte sich an und schloß die Augen. Und er fühlte die kühlen Spitzen der kindlichen Brüste an seiner Brust. Sie machte sich in seinen Armen ein Bett zurecht, in das sie sich schlafen legte.

Erst war er auch betäubt von ihrem Schlaf und glaubte miteinzusinken. Aber da fiel irgendein bleisches Licht, irgendein Abglanz auf ihre nackte Schulter, und er neigte sich her und küßte den Glanz. Und als ihr Kopf sich herdrehte, küßte er die erschrocknen Lippen. Und nun ließ er nicht ab und küßte von den Schultern herab den ganzen jungen Leib, der sich zitternd wegzog und herdrängte. Seine Augen waren geschlossen. Die Lippen fanden zu immer neuem Glück.

Aber da weckte ihn ein heller Schrei. Sie schrie auf wie ein verwundetes Tier. Und als der Küßer aufschaute, sah er ihr ganzes Gesicht voll Tränen.

„Marianne?“

„Du hast mich nicht mehr so lieb,“ schluchzte sie, „wie früher in den schönen Tagen. Du bist böse wie die andern. Warum hast du mich nicht mehr so lieb?“

Seine Gewalt war hin. Er konnte nichts erwidern. Irgendwie hatte sie auch recht. Er kniete auf den Boden neben dem Divan und küßte die Fingerspitzen ihrer herabhängenden Hand. Dann ging er nebenan zu Bett.



— Nun will ich weggeh'n von hier, dachte Gustav, ich lerne die Liebe doch nicht. — Und er schlief traurig ein, wie ein Kind, das seine Schulaufgabe am Abend nicht fertiggemacht hat.

Am Morgen dann ging er nicht hin, sie schlafen und aufwachen zu sehen, worauf er sich doch so gefreut hatte. Er zog rasch seine Kleider an und eilte fort.

Er lief durch den Park. Der war besonders schön heute, weil Gustav doch weg wollte von hier. Tau sprühte ihm von den Büschen in die Augen. — Die liebe Welt, dachte er, sie weint mit mir.

Als er heimkam und die Thür aufmachte, saß Marianne auf dem Schaukelstuhl. Sie hatte seinen langen blauen Schlafrock angezogen. Hals und Handgelenke schlüpfen zierlich aus der breiten Hülle.

Sie hatte den Kopf zurückgelegt und sang das Weihnachtslied: „Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart.“

— Dachte sie schon an zu Hause, an den Weihnachtsbaum mit Äpfeln und Lichtern? Er mußte sich vorstellen, wie ihre matten Augen klein wurden, geblendet von den vielen Kerzen, wie sie die Hand vorhielt —. Ja, sie sollte nur heim. Sie hatte ja eine richtige Heimat.

Und als sie nun aufstand in dem blauen Rock, der hinter ihr rings am Boden schleppte, wie ein Madonnenmantel, mußte er vor sie hinknien und seinen Kopf an ihren Schoß lehnen.

„Marianne,“ sagte er, „ich will fortgeh'n von dir. Ich kann dich weder glücklich noch unglücklich

machen. Es werden schon die kommen, die beides können. Aber ich —“

„Du bist mein guter Gustel,“ sagte sie und streichelte eifrig seine Wangen, „komm wir wollen in meinen Garten gehen.“

**I**m nächsten Abend kam sie mit schönen gelben Herbstblumen an sein Haus und erfuhr von der Hausmeisterin, daß Herr Gustav Behrendt morgens abgereist war.



Princeton University Library



32101 073301473

Princeton University Library



32101 073301473

